Ein Jahr aus dem Leben

August des Starken.

Historischer Roman

von

Franz Lubojatzky.

Zweiter Theil.

Wien.
Herm. Markgraf.
1863.

Inhalt.

Ein Jahr aus dem Leben
August des Starken.

Motto:

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Aus Schillers „Braut von Messina."

Erstes Capitel.

Liebe und ein Hofconcert.

Das Haus der Frau Appellations-Präsidentin von Ponikau gehörte keineswegs zu jenen damals berühmten für die nach Dresden kommenden distinguirten Fremden immer gastlich offenen Häusern vornehmer Adelsherren oder Adelsdamen; aber auf einige junge Herren von Adel übte es eine große Anziehungskraft aus, denn es barg die beiden hübschen Töchter der genannten Dame. Die Kunst der liebenswürdigsten Geselligkeit schlang daselbst ihre zauberischen Kreise, beide junge Damen, feingebildet, zogen unwiderstehlich an. Es gab hier freilich keine glänzenden Feste, denn dergleichen hätte die nicht übermäßig günstigen Vermögensverhältnisse der Frau von Ponikau bald ruinirt, aber man fand daselbst den Reiz eines erheiternden weiblichen Umganges, der durchaus nicht auf jenen Grundsätzen der unter

den Damen der damaligen haute volée so tief eingerissenen Frivolität sich basirte.

Frau von Ponikau war zu ehrenhaft, um ihre Töchter dem Strudel der glänzenden Sittenlosigkeit zuzuführen, sie würde keinem Besucher ihres kleinen Hauszirkels ferneren Eintritt gestattet haben, sobald sein Renommée ein ungünstiges gewesen wäre. Daß sie sich nach der Mode der Zeit richten und jungen Männern in ihr Haus zu kommen, gestatten mußte, bedingte der Wunsch für sie gute Heiraths-partien zu bezwecken; aber sie überwachte streng die Unterhaltung und so behielt ihr kleiner Hauszirkel jene Frische und Lauterkeit heiterer Geselligkeit, die von selbst frivole und an Charakter und Gesinnungen unsaubere Besucher ausschloß. In dies ehrenhafte Haus war Fräulein Regina von Rex gekommen, als der Tod der edlen Eberhardine von Sachsen deren weiblichen Hofstaat zerstreute. Frau von Ponikau, Reginas einzige weibliche Verwandte, nahm sie mit mütterlichem Wohlwollen auf. Regina lebte hier nicht als aus verwandtschaftlichem Mitleid Ernährte oder Versorgte; ihr Bruder, der Leipziger Oberhofrichter, deckte durch einen bedeutenden Beitrag die jährliche Summe, welche Frau von Ponikau als Pensions-Erforderniß für ihre Nichte beanspruchte, da ihre

eigenen Mittel ihr nicht erlaubten, den Geldpunkt allein zu bestreiten. Durch den Oberhofrichter, den bald nach der Uebersiedelung seiner Schwester von Pretzsch nach Dresden Geschäfte nach der letzteren Residenz geführt hatte, ward Egon als weitläufiger Verwandter der Rex'schen Familie in das Ponikau'sche Haus eingeführt. Wie bereits erwähnt worden, hatte die Freundschaft zwischen Regina und Elisabeth Rösner durch die Veränderung beider Aufenthaltes keine Beeinträchtigung gefunden. Es fiel Frau von Ponikau nicht ein, scheidend zwischen beide zu treten, denn Elisabeth hatte zu viele Empfehlungen für sich, um deren Besuchen bei ihrer Freundin Regina ein Hinderniß entgegen zu setzen. Das Wohlwollen der verstorbenen edlen Königin für sie, in deren Nähe sie mehrere Jahre verlebt hatte, ihre Uebersiedlung in die Familie des Oberhofpredigers, Dr. Marperger, für den jeder Lutheraner die ungeheucheltste Ehrfurcht hegte und wo sie nur Gutes sah und das herzliche offene Wesen Elisabeths selbst waren so warme Empfehlungen bei der Frau Appellations-Präsidentin, daß sie keine Ursache fand, in der innigen Freundschaft beider Mädchen etwas Unstatthaftes zu entdecken. Auf Bitte ihrer Nichte Regina war sie persönlich

beim Herrn Ober-Hofprediger gewesen, um für Elisabeth die Erlaubniß deren Besuchs ihres Hauses auszuwirken, welche natürlich ihr ohne Widerspruch zugesagt wurde.

Ohne die Fortsetzung dieser Freundschaft zwischen Regina und Elisabeth würde sich die letztere im Hause des ehrwürdigen Dr. Marperger sehr unglücklich gefühlt haben, weil ihr offenes Wesen, ihre Wahrheitsliebe, der zufolge sie es nicht über sich gewann, ihrer Meinung ein Mäntelchen umzuhängen und vor allem ihre eben so wenig verhüllte Neigung zur Lebenslust und Abneigung gegen ein ihr in der Seele zuwider seiendes, frömmelndes Wesen bei der Frau Ober-Hofpredigerin, die so wenig deutliche Begriffe von wahrer christlicher Liebe zu haben schien, argen Anstoß erregte und in Frau Marthas nachtdüsterem Hasse aller Lebensfreude einen außerordentlichen Beistand in dieser strengen Verurtheilung Elisabeths fand. Gewährte auch der sanften und herzensguten Christiane Freundschaft Elisabeth eine große Entschädigung in Bezug auf die Splitterrichter-Weise deren Mutter, so würde sie doch in diesem Hause, wo ihrer lebensfrischen Jugend keine Nachsicht geschenkt wurde, auf die Dauer ein sehr trauriges Leben geführt haben, wenn nicht das Glück

sie besonders begünstigt hätte. Xaver von Pradlinski, den sie nicht mehr am Hofe anwesend glaubte, war ihr als sie eines Tages zu Besuch in das Ponikau'sche Haus ging, unerwartet begegnet. Seine Freude sie wieder zu sehen, war so herzlich, daß sie ihr als Bürgschaft galt, daß er ihrer nicht vergessen habe. Diese Begegnungen wiederholten sich und eines Tages vertraute sie ihrer Freundin Regine dies kleine Geheimniß.

„O, solltest Du das Vergnügen, den polnischen Herrn zu sehen und zu sprechen, nicht vollkommener haben, wenn er bei uns hier im Hause Eintritt fände?" fragte Regina.

„Ach, wenn das geschähe!" rief Elisabeth freudig von dieser schönen Aussicht, die ihr so ganz unerwartet kam, angeregt . . . „aber wie sollte das nur möglich gemacht werden können?"

„Egon muß Rath schaffen," sagte Regina. „Ei, man muß sich in der Liebe gegenseitig unterstützen."

Und diese gegenseitige Unterstützung wurde denn auch bald zu einer Wahrheit. Frau von Ponikau, welche nichts von der Absicht wußte, welche Egon leitete, als er sie bat, seinen Freund, den Kammerjunker Herrn von Pradlinski in ihren Kreis einführen zu dürfen, gab ihre Bewilligung dazu.

Gewiß das Glück konnte einem liebenden Mädchen nicht beiständiger sein als Elisabeth. Vor Frau von Ponikau und deren Töchtern galten Xaver und Elisabeth sich gänzlich fremd. Der junge Pole schien aufs angenehmste überrascht zu sein im Ponikau'schen Hause jemand zu finden, der mit ihm in seiner Muttersprache reden konnte und es war gewiß ein außerordentliches Vergnügen für Elisabeth und ihn, in Gegenwart der Uebrigen mit einander sprechen zu können, ohne daß sie fürchten durften, von ihnen verstanden zu werden. Daher fiel es auch nicht besonders auf, daß Xaver dem jungen Mädchen, das durch natürlich heiteres Wesen allen in kurzer Zeit lieb geworden, ungemeine Aufmerksamkeit erwies, man setzte es auf die Freude, sich in seiner Muttersprache mit demselben unterhalten zu können.

Diese Begünstigungen von Seiten des Glückes führten zwischen ihnen schnell jene engere Vertraulichkeit herbei, die unter Liebenden immer dann eintritt, wenn sie sich ihres gegenseitig übereinstimmenden Gefühls versichert sind. Xaver verhehlte ihr nicht, daß ihm das Leben am Hofe nicht gefalle und daß man ihn zur Verbindung mit einer Dame dränge, welcher sein Herz nicht gehöre, und der

er nie die Hand bieten werde. Er sehne sich nach seiner Heimat zurück. Elisabeth dagegen erzählte ihm von dem unangenehmen Verhältnisse zu dem Geheim-Secretarius, in welches sie schon durch den Willen ihrer Wohlthäterin, der verstorbenen Königin, gedrängt worden und das nun im Hause des Ober-Hofpredigers immer drückender für sie werde.

„Ach, man maßt sich über mich ein Recht an, das man in dem Umstande, daß ich die Waise eines für seinen Glauben gestorbenen Mannes bin, zu finden glaubt, man will für meine Zukunft sorgen und fragt nicht darnach, ob es mein Glück oder mein Unglück sein wird,“ klagte sie. „Weil ich frisch in's Leben schaue, die Kopfhängerei nicht als das Heil der Religion ansehe, und nichts von Haß gegen die Katholischen äußere, gelte ich in ihren Augen als eine schon halb verlorene Seele.“

Der dadurch angeregte Religionspunkt nahm bei beiden schnell alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Xaver war ein beredter Vertheidiger seiner Kirche, mit lebendigen Farben schilderte er ihr deren glänzenden ceremonienreichen Ritus.

„Und selbst, wenn alles das nur ein Irrthum wäre, wenn diese Gebräuche, die nur zu bestimmten Zeiten in das Gewand der Trauer sich hüllen, der-

einst vor unsern Augen als nichts anderes als die Erfindung weiser, die zum sinnlichen Cultus geneigte Menschennatur wohl erkannt habender Priester erscheinen sollten, so war der Irrthum, der uns ein ganzes langes Dasein hindurch gefesselt hielt, doch ein zu menschlich-schöner, als daß wir ihn jemals zu beklagen Ursache hätten," redete Xaver eifrig. „Es liegt in mir der Trieb zum Nachdenken und ihm zufolge habe ich manche Stunde zugebracht um über Vieles, was geschehen ist von Seite unserer Priester mir ein Urtheil zu bilden. Ich bekenne offen, daß schwerer Irrthum, erzeugt durch die traurigste aller Leidenschaften, durch religiösen Fanatismus, von ihnen ausgegangen ist, daß viele dieser Männer sich arger Verbrechen gegen die Menschlichkeit schuldig gemacht haben; aber sie handelten dann nicht im Sinne unserer Kirche, ihr fanatischer Haß drängte sie außerhalb des Liebeskreises derselben, sie setzten an die Stelle der Milde, des Mitleids, der göttlichen liebevollen Vergeltung, die unser katholischer Glaube lehrt, ihre zu schlimmen leidenschaftlichen Ausbrüchen leicht geneigte Menschlichkeit und befleckten so den Ruf der Mutter, der sie angehörten, in den Augen derer, die ihr feind waren."

Elisabeth entgegnete lächelnd: „Ich höre mit Erstaunen, daß Sie, Herr von Pradlinski, ein ganz außergewöhnlicher Kammerjunker sind. Ob ihre Herren Collegen auch der Art sein mögen?"

„Ich zweifle selbst daran, sie lieben meist das wüste Hinleben," antwortete Xaver selbst lächelnd ... „aber sollte ich meine Art zu denken, vor Ihnen verschleiern, die ich liebe? das können Sie nicht wünschen, weil Sie an die Wahrheit meiner Neigung für Sie glauben, wie an sich selbst. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich hier im fernen Lande ein Wesen finden würde, das mir so theuer sein könnte, wie Sie es mir geworden sind. Und wenn ich mich frage: wie war das nur möglich? so weiß ich mir keine andere Antwort darauf zu geben, als: wir sind für einander bestimmt, darum mußte ich wider meinen Willen, um meiner geliebten Mutter Wunsch zu erfüllen, dem Könige nach Sachsen folgen, um Sie, Elisabeth, zu finden. War es nicht wunderbar, wie das Geschick uns zusammenführte? o denken Sie nach über unsere erste Begegnung und Sie werden mit mir sagen: wir sind für einander bestimmt, die Hand Gottes hat uns zusammengeführt."

Wenn irgend jemand den wahren Ausdruck seines Denkens, seiner Gesinnungen in's Leben über-

zutragen vermochte, so war es eben Xaver von Pradlinski, der so leicht und sich selbst nicht bewußt in eine edle Schwärmerei verfiel. Der Anhauch eines melancholischen Temperamentes gab seinem Hang zum Sinnen einen bedeutenden Vorschub, seine Seelenstimmung war durchweg eine gehobene, der er den Widerwillen gegen das wüste und so wenig dem denkenden Geist entsprechende Treiben am hiesigen Hofe dankte. Nur Leidenschaften, nur kleinliche nach be- und verrauschenden Genüssen jagende Menschen erblickte er um sich, die vor lauter Vergnügungen zu keinem ernsten Denken kommen konnten und es auch nicht mochten, weil sie innerlich zu leer vor jedem erhebungsfähigen Gedanken, vor der Nüchternheit eines Lebens ohne Saus und Braus erschraken. Darum galt er unter den jungen Edelleuten am Hofe als Sonderling, gegen den man jedoch Rücksichten des Königs wegen zu beobachten für gut fand. Es war kein Wunder, daß zwischen ihm und Egon bald eine recht herzliche Freundschaft zu Stande kam, liebten den jungen Polen doch alle im Ponikau'schen Hause, um seines milden Wesens willen! Konnte es anders sein, als daß Elisabeth eine immer innigere Neigung zu Xaver empfand. Daß er der Religion nach jener Partei

angehörte, deren Rache ihren Vater durch Henkershand hatte morden lassen ... konnte dies auf die Dauer eine Scheidewand zwischen sie und ihn werfen? durch ihn geschah gewiß kein solches haßsüchtiges nur im Blute des Gegners eine Befriedigung findendes Verbrechen. Die Liebe zu ihm füllte in dem Herzen des jungen Mädchens die Kluft aus, die den äußern Verhältnissen nach zwischen ihnen beiden bestehen mußte. Freilich trat oft ein recht feindlicher Widerspruch in ihr stilles verschwiegenes Glück, sie erbebte vor dem Gedanken, an ihres Vaters Andenken meineidig zu werden; aber dieser sie durchschauernde Gedanke verschwand unter dem Unmuthe und Widerwillen, welcher ihr das immer feindlicher entgegen tretende Verhältniß, in welchem sie in des Ober-Hofpredigers Hause lebte, täglich neu und verstärkt einflößte. Frau Martha Keilhäuser hatte sich auf's Vollkommenste in einen religiösen Fanatismus verbissen, welcher in ihrem verödeten und von jeher zur Härte geneigten Herzen einen sehr fruchtbaren Boden fand und wie die Distel zwischen Steingerölle aufwucherte. Bei der Frau Ober-Hofpredigerin, deren christliche Milde in's Fabelreich gehörte, sobald dasjenige, was ihr, als den strengen zelotischen Maßstab, den sie an Alles in

ihrem unverständigen orthodoxen Hochmuthe legte, überschreitend erschien, bedurfte es nur eines geringen Ansteckungsgrades, um sie zu Feindseligkeiten zu treiben und Frau Martha's Klage über Elisabeths Hang zur Weltlust stimmte vollkommen mit dem Aerger überein, welchen jene an dem frischen und natürlichen Wesen dieses Mädchens nahm, das sich so wenig in Fesseln zu schicken wußte, die man demselben in aller Gottseligkeit anzulegen dachte. Das freie und ungekünstelte Benehmen Elisabeths war der Frau Ober-Hofpredigerin ein immerwährender Dorn im Auge und seit jenem Tage, wo es bekannt worden war, daß Elisabeth dem Gottesdienst in der katholischen Hofcapelle beigewohnt habe, betrachteten die beiden Frauen sie als Apostatin, in welcher Anschauung sie allerdings sehr bestätigt wurden, da Se. Ehrwürden, der geistliche Hausherr, die Meinung aussprach, daß bei dem Widerspruchsgeiste dieses Mädchens und dessen entschlossenem Charakter die Befürchtung nahe träte, daß es unter gewissen Verhältnissen sich vielleicht gar zu einem Religionswechsel verstehen könne. Frau Martha sank vor Schreck bei dieser Aussicht, Elisabeth auf immer verloren wissen zu sollen, in die Kniee, die Verkündigung ihres Todesurtheiles würde sie kalt, gleichgiltig gelassen haben, aber der

in Rede stehende Verlust der Seligkeit Elisabeths riß an dem harten für die Lebensfreude starren Herzen der Greisin, als sollte es in Stücke zerbrechen. „Herr Gott! Herr Gott . . . das Kind eines Mannes, der als Märtyrer sein Blut geopfert auf dem Schaffot!“ schrie sie auf. „Warum hätte es Gott denn leben lassen, wenn es solchen Greuel vollbringen, solche Schande auf des Vaters heiliges Andenken wälzen sollte. Lieber todt will ich es sehen, lieber gestorben . . . bewahrt vor dem entsetzlichen Schritte der Verleugnung seines väterlichen Glaubens . . . dann wäre es doch gerettet!“ Der Ober-Hofprediger hatte Mühe, die alte Frau zu beruhigen; die Frau Ober-Hofpredigerin äußerte sehr entschieden ihre Meinung, daß es das beste wäre, Elisabeth den Besuch des Ponikau'schen Hauses sofort zu untersagen, denn dort müsse schlimmer Umgang für sie sein.

„Es wäre das Kind mit dem Bade weggeschüttet, wollte man diesen Vorschlag in's Werk setzen,“ entgegnete Se. Ehrwürden. „Das Ponikau'sche Haus ist ein gut Lutherisches, ich kenne es. Es würde Aufsehen erregen, käme ein solches Verbot von mir und dergleichen muß vermieden werden, weil es gleich einem Brandmaale für die Familie von Ponikau

sein würde, welche zu den wenigen Adelsfamilien zählt, in denen das Christenthum noch nicht ab- und ausgestorben ist. Wenn von meiner Seite ein solches Verbot ergeht, dann muß ich es auch rechtfertigen können, bis jetzt liegt nichts dergleichen vor. Das Einzige, was uns zu thun bleibt, ist das Mädchen ruhig gewähren zu lassen, ich hoffe, daß es nur in seiner Lebhaftigkeit unsern Ansichten zuwider ist und hoffe auch, daß es durch die Verehelichung mit dem Geheim-Secretarius, der ein sehr christlich frommes Gemüth besitzt, zu ganz anderem Denken geleitet werden wird."

Hatte auch Christiane ihrem Vater Ehrwürden leise die Andeutung gegeben, daß durchaus nichts, was einer Zuneigung für den Geheim-Secretarius ähnlich sehe, in Elisabeths Herzen lebe, so achtete derselbe doch nicht besonders darauf und betrieb diese projectirte Verbindung mit dem Kurzblicke eines Verblendeten, der an einem guten Werke zu arbeiten glaubt, aber nicht bemerkt, daß er in einem großen Irrthum sich befindet.

Die Heiterkeit Elisabeths erlitt einen starken Stoß, als sie aus des Geheim-Secretarius eigenem Munde vernahm, daß er sie und Xaver von Pradlinski auf der königlichen Redoute erkannt habe. Wie

sie auch hin und her sann, ihm, der durch dies Geheimniß, das, wenn es bekannt wurde, — und sobald sie am Ende der von ihr ausbedungenen Bedenkzeit seine Bewerbung um ihre Hand abwies, würde er es nicht verschweigen, — gleichsam sich zu ihrem Zwingherrn machte, zu entgehen, sie erblickte keine Rettung aus dieser Lage. Ein Zittern durchschlich bei dem Gedanken, sich in das ihr unvermeidliche Schicksal fügen zu müssen, ihr Herz und die Ueberzeugung, daß sie dann erst recht seinem versteckten Hohn verfallen sein werde, indem ihr von ihm gekanntes Geheimniß das sicherste Mittel in seiner Hand sein würde, sie zu quälen.

Diese Angst konnte nicht ohne Einfluß auf ihre Stimmung bleiben und Xaver bemerkte in der von ihr mühsam erzwungenen aufrecht erhaltenen Stimmung, wie sie früher dieselbe besessen hatte, den durchschimmernden Zwang zu sehr, als daß er nicht alle Beredsamkeit hätte aufbieten sollen, sie zur Enthüllung dessen zu bringen, was sie so unglücklich machte. Er verstummte vor Schreck, daß sie ihm entrissen werden sollte; aber dies Verstummen dauerte nur kurze Zeit, dann stieg eine große Freude in seiner Seele auf.

„Elisabeth!“ rief er mit der ganzen Inbrunst seines Gefühls . . . „meine theure Elisabeth! darin erkenne ich die Weisung des Himmels. Nur mich, nur mein Herz hast Du, das Dich versteht. O lege Dich an dieses Dich mit aller Gluth liebende Herz mit Vertrauen. Ich biete Dir Rettung . . . Rettung vor der Dir drohenden freudelosen Zukunft. Verlasse das Haus, wo man Dich in die traurigsten Fesseln schmieden will, lege Dein Geschick in meine Hand, es ist die ehrliche Hand eines Mannes, der Dich bergen will wie ein heiliges Kleinod, laß mich Deine Rettung als die mir vom Himmel bestimmte beste Aufgabe meines Lebens betrachten!“

Wie hätte Elisabeth ungerührt von diesem Aufglühen einer Liebe bleiben können, die so in ihr Herz tönte! Mit einemmale war die Angst von ihr genommen, die so schwer auf ihre Seele niederdrückte. In das Gewand des Geheimnisses mußte die Rettung gehüllt bleiben und Xaver war unerschöpflich an Plänen, bis endlich einer derselben ihnen als ausführbar erschien. Der März ging zu Ende und mit ihm nahte auch das der Fastenzeit heran. Bei Hofe vergnügte man sich an jeweilig unternommenen Jagden und von der königlichen musikalischen Capelle aufgeführten Concerten, denn

die bald bevorstehende Charwoche legte ihr Veto gegen alle dergleichen weltliche Freuden ein. Einer der großen Paradesäle des königlichen Schlosses war den Concert-Aufführungen gewidmet, zu denen sich der Adel von fern und nah drängte, denn dergleichen Genüsse konnten eben nur durch die Unterstützung so reicher Mittel, wie ein so glänzender Königshof, als der des starken August sie besaß, möglich gemacht werden. Das vorletzte sogenannte Fasten-Concert hatte die die Paradesäle umgebenden Räumlichkeiten bereits mit dem Publikum der Crême der vornehmen Gesellschaft gefüllt und man erwartete nur den Eintritt des Hofes, welcher sich durch die unvermuthete Ankunft des General-Feldmarschalls Flemming von Berlin, wo er ein paar Wochen in staatsmännischen Angelegenheiten sich aufgehalten, etwas verspätigte. Endlich kamen die Läufer und Hoffouriere, ihnen folgten die dreiundzwanzig Hofmohren in morgenländischen Costümen, der gewaltige Hofriese, dessen edles umfangreiches Haupt über die aller andern hier versammelten Sterblichen wie auf einer Stange getragen, emporragte, was natürlich besonders dazu beitrug, daß Herr Daniel Cojanus, der Inhaber dieser alles Große überschauenden Goliathfigur auch eine sehr hohe

Meinung von sich selbst hatte. Jetzt leerten sich die den Concertsaal umgebenden Räumlichkeiten im Nu, die Hoffouriere waren eifrigst beschäftigt, all den Herrschaften ihre Plätze nach dem Range anzuweisen und kaum war diese Anordnung beendigt, als der Trabantenhauptmann mit der Losung: „Se. Majestät der König und Allerhöchstdero erhabene Familie!" in den Saal eintrat. Stehend erwartete man den Monarchen und den Kronprinzen und dessen hohe Gemahlin. Die Damen versanken fast in den tiefen Reverenzen vor ihnen, während man hätte glauben sollen, daß die meisten Cavaliere im Rückgrat ein Charnier besäßen, vermöge dessen sie den Oberkörper zu einer wagrechten Verbeugung zwingen konnten. Wie die glänzend aufgehende Sonne wohlthuend auf Aller Augen und Herzen wirkt und sie zur Heiterkeit anregt, so auch regte die Bemerkung, daß des Königs männlich schönes Antlitz einen Ausdruck von Freude zeigte, sämmtliche Anwesende zu einer sehr guten gehobenen Stimmung an. „Flemming muß außerordentlich gute Nachrichten von Berlin gebracht haben," flüsterte man sich zu ... „Se. Majestät der König zeigen sich ungemein heiter gestimmt!" Flemming fehlte im Concertsaale, natürlich, er war erst kurz vorher von Berlin gekommen und

hatte seinem gnädigen Herrn in aller Eile Rapport abgestattet; aber daß er nicht ausbleiben werde, das wußte Jedermann. Flemming gehörte nicht zu den fatiguirten Leuten, denen Ruhe nach einer Anstrengung ein unumgängliches Bedürfniß ist. Seine eiserne Natur, der selbst die mancherlei starken Zumuthungen, in der Hofsprache Debauchen genannt, die er derselben gemacht hatte, nichts geschadet hatten, konnte nicht von den Beschwerden einer Reise von Berlin nach Dresden so angegriffen erscheinen, um sich nicht bei einem Hoffeste einzufinden und in Wirklichkeit wies sich diese Erwartung als eine sehr gerechtfertigte. Der Premier war nur nach seinem Palais gefahren, um sich in Hofcostüm zu werfen.

Auf einer Estrade, welche fast ein Drittheil des Saales einnahm, hatte die königliche musikalische Capelle einen erhöhten Standpunkt gefunden, im Halbkreis hinter ihr und um sie standen Lehnstühle für die bei den Concertstücken beschäftigten Sängerinen und Sänger.

So faßte der große vom reichsten Kerzenschimmer blendend erleuchtete Paradesaal eine Menge der berühmtesten Personen ihrer Zeit wie in einen goldglänzenden Rahmen zusammen gedrängt in sich. Wie sich unter dem hochberangten Auditorium Leute

befanden, deren Namen nicht nur für die Spanne Zeit, in der sie lebten und wirkten, ein besonderes Renommée sich erworben, sondern auch in der Geschichte des sächsischen Landes mehr oder minder ein gutes oder schlechtes Andenken sich durch ihre Thaten gestiftet, so konnte gleichfalls die königliche musikalische Capelle, und die mit derselben in Verbindung stehenden Sänger und Sängerinen Namen aufweisen, die in der Kunstwelt im höchsten Ansehen standen. Leider waren die meisten derselben Ausländer, nur drei Deutsche vertraten die deutsche Sangeskunst, und so war der Name, den diese Künstlergemeinde führte: „Musiciens Vocals François," obwohl zehn Repräsentanten italienischer Kunst darunter waren, ein ziemlich bezeichnender, denn ihr Chef, der Componist Louis Andrée dirigirte ganz in französischer Manier und entschied vorkommende Streitigkeiten unter seinen Künstlern meist ungünstig für die Deutschen, die jedoch durch den größten Violinisten seiner Zeit, den königlichen Concertmeister, Johann Georg Pisendel, und den ihm im Geigenspiel würdig zur Seite stehenden Virtuosen Pantaleon Hebenstreit und Friedrich Hund, dann den als Lehrer des großen Friedrich von Preußen sozusagen geschichtlich berühmt gewordenen

Flötisten Joachim Quanz, den zu einem europäischen Rufe gelangten Kammer-Lautenisten Sylvius Weiß und den Kammer-Pianisten Christian Petzoldt, Lehrer des Componisten Graun, einen nicht geringen Triumph feierten.

Auf einen Wink des Königs ertheilte der Ober-Hofmarschall mit seinem silbernen oben und unten vergoldeten Stabe dem Capellmeister das übliche Zeichen und in mächtigen Tönen rauschte die Musik durch den hohen geräumigen Saal.

Die gute Stimmung des Königs sprach sich bei besonders durch angenehme Melodie ansprechenden Stellen der vorgetragenen Piece durch beifälliges Kopfnicken aus und als sie zu Ende gebracht, erhob er sich von seinem Sessel und knüpfte mit mehreren der ihm zunächst stehenden auswärtigen Gesandten eine kurze Unterhaltung án. Man sah, daß Herr von Bülow, der preußische Gesandte, vorzüglich sich der Huld des Monarchen erfreuen durfte.

„Flemming muß besonders Erfreuliches von Berlin mitgebracht haben,“ flüsterte man sich zu und diejenigen, welche genauer mit den Stimmungen in der allerhöchsten Region vertraut waren, fanden diese Ansicht in dem mühsam verhaltenen Unmuth in den Gesichtszügen der Frau Kronprinzeß-Erz-

herzogin bestätigt, wenn man auch annehmen wollte, daß der ziemlich vorgeschrittene interessante Zustand der hohen Frau vielleicht eine Unbehaglichkeit ihr verursache, die sie zu verbergen bestrebe. Indeß ihre Unterhaltung mit Pater Guarini, ihrem Beichtvater, deutete überzeugend genug an, daß nicht körperliches Mißbehagen bei ihr maßgebend sei, vielmehr ein tiefer Verdruß sie heimgesucht habe. Mit Argusaugen paßte man auf alles auf, was halbwege Anzeige der Ursachen der guten Stimmung des Königs wie der üblen seiner hohen Frau Schwiegertochter zu geben im Stande sei. Es mußte etwas sein, das die katholische Partei am Hofe höchst unangenehm berührte, denn auch Graf Wratislaw, der kaiserliche Gesandte und Oberst-Hofmeister der Kronprinzeß-Erzherzogin wies sich weniger lebhaft wie sonst und man bemerkte, wie er leise und eifrig mit Pater Dussik, dem Beichtvater des Königs, verhandelte, und dieser geistliche Herr ihm mit Achselzucken antwortete. Der Beginn der zweiten Musikpiece unterbrach alle diese Bemerkungen. Der deutsche Tenorist, Johann Joseph Götzel, trug in Verbindung mit dem europäisch berühmten Kammer-Lautenisten Sylvius Weiß ein maurisches Liebeslied vor, und der seelenvolle alle

Stufen der Leidenschaft, den höchsten Jubel und den größten Schmerz nuancirende, herzgewinnende Vortrag Götzels, sowie das kunstvolle, die zartesten Nerven der Zuhörer wohlthuend berührende feine Lautenspiel des Andern steigerte sichtbar die gute Stimmung des Königs, ein lebhaftes „Bravo!“ belohnte am Schlusse der Piece die beiden Künstler. Flemmings Eintritt mit seiner Gemahlin, der Fürstin Thecla Radziwil, verursachte eine längere Pause in der Fortsetzung des Concertes. Der General-Feldmarschall erschien in seinem eleganten Staatskleide so frisch und aufgeweckt, als hätte nicht er, sondern ein Anderer die Reise von Berlin gemacht. Dem Aeußeren nach, wozu seine gedrungene Figur und seine lebhafte Gesichtsfarbe ungemein beitrug, hätte man ihm ein noch viele Jahrzehnde dauerndes Leben zuerkennen können, denn die sechzig Jahre, welche ihn belasteten, und die vielen Strapatzen, die er als Soldat durchgemacht, hatten wenig Merkmale ihm aufgedrückt. Dieser Staatsmann besaß eine eiserne Natur, die dem Anscheine nach sich nicht so leicht werfen ließ. Unter den mit den prächtigsten und zierlichst gekräuselten Perrücken, die eine Last von Puder trugen, statiös prunkenden Cavalieren war er auf den ersten Blick zu erkennen,

denn sein Haarputz wies sich außerordentlich einfach, er hatte sein eigenes Haar am Hinterhaupte in einen Knoten gebunden, der wie eine Dolle es auf dem Nacken ruhend erhielt und wahrscheinlich um das durchschimmernde Weiß unbemerkbar zu machen, lag ein ganz feiner Anhauch von Puder darüber.

„Gewiß, Flemming ist ein halber Magicus,“ sagte der König wohlgelaunt, als er ihn erblickte, „vor einem Stündchen aus dem Reisewagen gesprungen, rapportirt und jetzt schon en grande tenue!“ Und zu Flemmings Gemahlin, die von demselben an der Hand geführt, mit tiefster Reverenz unweit den nach kaiserlichem Brauch auf einer mit rothen Sammetdecken überbreiteten Estrade stehenden Sitzen für die königliche Familie vorüber und nach den für sie bereit gelassenen Stühlen hinschritt, sich wendend, rief der Monarch freundlich: „Madame, Ihr Gemahl macht das unmöglich Scheinende möglich und sind Wir ihm sehr verbunden, daß er Sie, eine Dame, der Wir Unsere volle Hochachtung zollen, Unserem an so vielen Schönheiten reichen Kreise zuführt.“

„Haben Sie das gehört, Pater?“ flüsterte die Kronprinzeß dem auf ihren Wink näher zu ihr getretenen Beichtvater zu . . . „Diese Eloge an

die Radziwil bedeutet einen Triumph der Flemming'schen. In was mag er bestehen? Sondiren Sie!"

Dies Räthsel löste sich wenigstens zum Theil, als die große Pause eintrat, in der man in den Nebengemächern sich erging und die daselbst befindlichen Büffets in Anspruch nahm. Wenn auch die Etikette in gewisser Beziehung am Hofe August des Starken ihre festgesetzten Marken hatte, die zu übertreten Niemand wagte, so bestanden doch nicht jene starren seelenlosen Formen, wie am spanischen und in dessen Nachbildung eifrigst begriffenen Wiener Hofe. Das olympische Automatenwesen, welches den niederen Adel in der Kaiserburg an der Donau durch rothe Schuhabsätze abzuzeichnen für gut fand und ihn somit in einer Art Gleichstellung mit den durch einen gelben Fleck am Arme ausgezeichneten Juden brachte, war hier verbannt, nur die Höflichkeit regierte und die Leutseligkeit des Königs gab den Ton an, die abstracten Rangunterschiede fügten sich übel oder wohl. Die Kronprinzeß Schwiegertochter führend, promenirte der König durch die Nebengemächer, Vielen seine Gnade durch einige Worte bezeigend, Anderen durch ein freundliches Kopfnicken seine Aufmerksamkeit auf sie andeutend, Jeden mindestens durch einen gütigen Blick auszeichnend.

Er begegnete den Damen Przebendowska und Lynar, denen sich der Kammerjunker von Pradlinski angeschlossen. „Sieh, sieh; sagte er lächelnd ... „der heilige Xaver in der Sonne weiblicher Schönheit! Nun, es freut Mich, daß der junge Herr endlich einmal seinen Heidenapostel gefunden, und will Ich hoffen, daß es eine recht durchgreifende Bekehrung bei Ihm sein möge. Gräfin Lynar, ich lege diese Seele auf Ihr Gewissen,“ endete er scherzend weiter ... „halten Sie sie ja fest.“

„Majestät, ich fürchte fast, daß ich dazu nicht die rechte Missionärin sein dürfte,“ entgegnete die Lynar. „Der Kammerjunker wenigstens hat sich noch nie bewogen gefunden, mir diese Ueberzeugung durch irgend etwas zu insinuiren.“

„Ei, Xaverius, was höre ich da!“ scherzte der König. „Bist Du von Stein?“

„Majestät, ich hoffe nicht es zu sein,“ antwortete Xaver ... „die Gräfin ist leider an den galanten Ton an Ew. Majestät Hofe gewöhnt, den ich mir noch nicht habe zu eigen machen können. Das mag es sein, was sie bekümmert.“

„Nun, Madame, wenn es so ist, so muß ich Nachsicht mit ihm bei Ihnen in Anspruch nehmen. Die Schüchternheit wird sich bei ihm verlieren und wenn

er von seiner Reise zurückkehrt, stehe Ich dafür, daß Herr von Pradlinski die eifrigsten Studien und Fortschritte in Ihrer Schule der Convenance machen wird."

Der König würde das schreckhafte Staunen in dem lieblichen Gesicht der jungen Witwe bemerkt haben, wenn sein Auge nicht zufällig auf Gräfin Orselska gefallen wäre, die von einigen polnischen Cavalieren begleitet, langsam ihm entgegen promenirte.

„Ah, Anna," sagte der Monarch und in seinen Zügen sprach sich die Freude, sie zu sehen, aus. „Hierher zu Mir, Mademoiselle. Ich habe Ihnen eine kleine angenehme Mittheilung zu machen."

„Welche, Majestät?"

„Der Mai wird uns diesmal mit viel Fröhlichem überraschen. Flemming hat Mir heute vorläufig die Einladung Sr. Majestät von Preußen, im Verlaufe des Mai Allerhöchstdenselben in Berlin zu besuchen, überbracht und dieser Ausflug wird uns mit vergnügten Tagen lohnen."

„Ew. Majestät haben mich also so eben in aller Form Rechtens eingeladen bei der Partie zu sein und ich bin Ihnen für diese hohe Gnade in tiefster Unterthänigkeit dankbar. Ew. Majestät haben

prächtige Sentiments, mit denen ich ganz übereinstimme. Abwechslung erhält die Freude frisch und diese Devise ist auch die meine," scherzte Anna. „Ah, wie freue ich mich, die langen blauen Potsdamer, Sr. Majestät von Preußen Schooßkinder, zu sehen!"

Der König lachte.

„Gewiß, Majestät, so ein Anblick ist etwas werth. Ha, was läßt sich dabei Alles denken! erstens: wir können uns einen kleinen Begriff dabei machen, was die Riesen in uralter Zeit für hübsche Leute gewesen sein müssen, zweitens: wir sehen die bewunderungswürdigsten Effecte, die der Haselstock, der langen blauen Kerle Sprachrohr, zuwege bringen kann, drittens: . . ."

„Genug, Anna, genug!" rief der Monarch lachend . . . „man muß die Erwartungen nie zu hoch im Voraus spannen." Und sich zu Xaver wendend, sprach er: „Auch der Kammerherr von Pradlinski wird Uns nach Berlin begleiten."

„Ich, Kammerherr . . .?" fragte überrascht der junge Pole.

„Sobald Sie von Hause wieder zurückgekehrt sein werden," antwortete der König gnädig, und mit freundlichem Kopfnicken gegen die beiden hohen

Frauen Przebendowska und Lynar setzte er hinzu: „Unterrichten Sie, gnädige Frau, die Frau Gräfin Lynar, wie man es anfangen muß aus einem fehlerhaften Kammerjunker einen fehlerfreien und talentvollen Kammerherrn zu bilden. Meine Meinung ist, daß die Liebenswürdigkeit einer schönen jungen Frau der unwiderstehlichste Schulmeister sei."

Die Gräfin Orselska an die linke Hand nehmend, während ihm zur Rechten die Kronprinzeß Schwiegertochter ging, setzte er seine Promenade weiter. Ein auffallenderes Bild von Verträglichkeit konnte unmöglich dargestellt werden, als diese beiden Damen an des Königs Seite, der nichts davon ahnte, welch tiefen Haß sie gegen einander hegten.

Der finsterste Unmuth lagerte auf dem schon an und für sich unschönen Antlitz der Kronprinzeß. Ihr Stolz war schwer verletzt. Erst aus des Königs Rede zur Orselska hatte sie erfahren, daß Flemming eine Einladung des Preußenkönigs überbracht hatte und war auch diese Einladung kein solcher gewichtiger Gegenstand, dessen spät ihr zugekommene Kenntniß sie hätte verdrießlich machen können, so war doch das, was sie hinter demselben als gewiß vermuthete, von der Art, ihren Zorn aufs Tiefste zu erregen. Das Heirathsproject, welches die Häuser Sachsen

und Brandenburg mit einander verbinden sollte, stand als drohendes Gespenst vor ihr, das zu verscheuchen kein Mittel sich finden wollte. Und zu diesem schweren Grolle gesellte sich noch der Unwille, jetzt die Orselska sich gleich gestellt zu sehen. Es war ein ohnmächtiger Zorn, der das Herz dieser hohen Frau erfüllte, denn eine Weigerung von ihr, mit der durch des Königs Huld zu gleichem Range mit ihr erhobenen Gräfin an des Königs Seite zu gehen, würde sehr unangenehme Folgen herbeigeführt haben, indem sie nicht allein eine Beleidigung gegen die Orselska, sondern eine den König tief verletzende Rücksichtslosigkeit gewesen sein würde, da Anna als seine Tochter von ihm anerkannt war und der Hof ihr die einer Königstochter gebührende Aufmerksamkeit widmete. Ob die junge Gräfin eine Ahnung des Unmuths in dem Herzen ihrer Gegnerin hatte, blieb unentschieden, ließ sich aber denken, denn zuweilen streifte einer ihrer Blicke seitwärts auf ihre Feindin und es schien ihr viel Vergnügen zu machen, ihrer oft ins Extreme überspringenden muthwilligen Laune, die den König ungemein ergötzte, die Zügel zu lassen und Dinge zu berühren, bei welchen sich die Kronprinzeß gezwungen sah, einige Bemerkungen zu äußern. Die Erlösung aus dieser üblen Situation

erschien der hohen Frau in der Begegnung ihres Gemahls, der in heiterer Unterhaltung mit Cavalieren und den beiden Patres Beichtvätern ihnen entgegen kam.

König August hielt seinen Schritt an und theilte dem Kronprinzen die durch Flemming gebrachte Einladung mit. „Es wird an Vergnügen bei des Königs von Preußen Majestät nicht fehlen, wir werden Jagdfreuden und Truppen-Revuen in Fülle haben und Ich beklage nur, daß unsere vielgeliebte Schwiegertochter Kaiserliche Hoheit gewisser Rücksichten wegen nicht von der Partie wird sein können," äußerte er.

„Ich werde versuchen, Ew. Majestät unterdeß hier nach Kräften zu vertreten," entgegnete die Kronprinzeß mit einem Anflug von Ironie.

Der König machte ihr eine Verbeugung und sagte lächelnd: „Kaiserlicher Hoheit ist die Repräsentationsgabe ein angestammter Vorzug . . ." und wie zufällig auf die beiden Patres blickend, scherzte er: „Ich hoffe, daß dann einer dieser Heiligen des Herrn Unsere vielgeliebte Schwiegertochter in den Fürbitten bei Gott um Unser Wohlsein kräftigst unterstützen wird. — Kommen Sie, Mademoiselle!"

Er promenirte nach freundlichem Kopfnicken gegen die Anwesenden mit Anna von Orselska weiter.

„Ach, Majestät, ob ich es wohl jemals so weit bringen werde, wie die Kaiserliche Hoheit in Andachtsübungen zu excelliren!“ seufzte Anna schalkhaft.

„Niemals, niemals, meine liebenswürdige Amazone ... Deine Anlagen taugen zu keiner Betschwester,“ lachte der König herzlich und in dieser Antwort blickte der nur zuweilen in leichten gelegentlichen Aeußerungen merkbare Unwille der Königlichen Majestät über die ihm nicht unbekannte Bigoterie seiner hohen Schwiegertochter hindurch. Augusts nach Lebensgenuß eifrigst an den Tag gelegtes Streben bot den offenbarsten Gegensatz gegen die allzusehr vorleuchtende Frömmigkeit der Kronprinzeß, welche dadurch jedoch ihre finstere Abneigung, ja Haß gegen alles Ketzerische zu ändern nicht für nöthig fand. In des Königs leutseligem Gemüthe lag durchaus Nichts, was nur annähernd einer solchen sich selbst das Leben verbitternden religiösen Feindseligkeit irgendwie Vorschub geleistet hätte. Er übte die Formen der katholischen Kirche mit möglichster Pünktlichkeit, weil er viele Rücksichten auf Polen und den Kaiserhof zu nehmen hatte, aber er ließ sich nicht einengen von diesen Formen, sie verloren ihre Macht an seinem

nur der Lust gewidmeten Dasein und konnten nie das lebhaft ihn treibende Element der Sucht nach Vergnügungen überwachsen, weshalb seine vielen Feinde sagten, er würde mit derselben Fähigkeit Muhamedaner sein, wie er Katholik sei.

Während für den Kronprinzen die ihm von seinem königlichen Vater gemachte Mittheilung ein sehr ausgiebiger Stoff zur Besprechung war, denn alles, was sich auf Jagden bezog, gewährte ihm großes Vergnügen, sprach seine hohe Gemahlin gegen Pater Guarini ihre tiefste Entrüstung hinsichtlich der Orselska aus und knüpfte an diese Aeußerung persönlichen Hasses die Ueberzeugung an, daß ihre Befürchtung, die angebahnte eheliche Verbindung ihres erhabenen Schwiegervaters mit der preußischen Königstochter, jedenfalls schon so weit vorgeschritten sei, daß an eine Hinderung derselben nicht mehr zu denken sei.

„Muth, Kaiserliche Hoheit!" tröstete der Pater Beichtvater... „nur das, was man selbst aufgibt, ist verloren. Wir dürfen, uns nicht vom Kleinmuth werfen lassen. Vor Kurzem erst hat mir Frau Gräfin Lynar eine Mittheilung zugeflüstert, an die sich neue Fäden der Hoffnung knüpfen lassen."

„Welche?"

Ein schneller Umblick des Paters überzeugte ihn, daß es für jetzt nicht zuträglich sein werde über Dinge zu sprechen, die nur für Weniger Ohr sei. „Gestatten Kaiserliche Hoheit mir gnädigst nach Beendigung des Concertes Ihnen aufwarten zu dürfen," bat er.

„Gut, gut, ich erwarte den Herrn," stimmte die hohe Frau bei und setzte mit einem zornigen Seufzer hinzu: „Ach, wie glücklich waren die Zeiten des alten Testamentes, wo es eine Judith gab, die mit einem Streiche ihres auserwählten Volkes Verderben für immer unschädlich machte! uns fehlt eine solche Judith . . . um des Plänemachers Flemming uns zu entledigen, denn gelingt sein Anschlag und die verhaßte Verbindung kommt zu Stande, dann hat er unsrer heiligen Kirche in diesem Lande ein namenloses Weh zugefügt!"

Die Meldung der Hoffouriere in den Nebengemächern, daß die zweite Abtheilung des Concertes auf Befehl Sr. Majestät des Königs beginnen werde, endete sofort jede Unterhaltung, welcher Art sie auch sein mochte. Man begab sich eiligst zu den verlassenen Sitzen im Saale.

Zweites Capitel.

Kleine Machinationen.

Die Charwoche war schon fast zur Hälfte durchlebt, die feierliche Ruhe, die zu ihrer unmittelbarsten Begleiterin gehört, gab der sonst so lauten Königs-Residenz das Aeußere tiefer Trauer. Ehedem wurde von den orthodoxen Lutheranern, und die Dresdener zählten besonders dazu, die sogenannte Marterwoche in öffentlicher und häuslicher Heiligung begangen. Jeder schien sich der hohen Bedeutung dieser Woche im Leben des Christen bewußt und der Ausdruck allgemeiner tiefer Stille beherrschte Palast und Bürgerhaus vollkommen gleich, wenn auch im Letzteren die Geschäfte ihren ungestörten Fortgang hatten. Die in den Zirkeln der vornehmen Gesellschaft eingetretene Ebbe mochte wohl für Einzelne derselben wahrhaft wohlthuend sein, theils um sich von den vielen Strapazen der verrauschten Feste zu erholen,

theils um ihren in nicht wenigen Fällen stark angegriffenen Finanzen einige Ruhe zu gönnen.

Obwohl Gräfin Lynar nicht zu denen gehörte, deren Vermögens-Verhältnisse eine solche unerläßliche Rücksichtsnahme erforderten, so befand sie sich doch in einer Stimmung, die man vielleicht mit der Bezeichnung „Niedergeschlagenheit“ ausdrücken würde. Diese junge und schöne, vornehme Witwe hatte für Herrn von Pradlinski eine zu leidenschaftliche Neigung gefaßt, als daß dessen offenbare Verschmähung ihrer Hand nicht einen tiefen Eindruck auf sie hätte machen sollen. Ihre Eitelkeit hatte ihr zugeflüstert, daß jeder Cavalier, dem sie ihre Hand reiche, in der Verbindung mit ihr einen glücklichen Vorzug seiner Person sehen würde, und eben diese Einbildung war es, die durch das Abweisen ihrer Liebe von seiner Seite schwer verletzt war.

Als Eigenthümlichkeit im Charakter der Gräfin galt die zähe Ausdauer, mit der sie an allem festhielt, was sie einmal leidenschaftlich ergriffen hatte und darum konnte sie sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie schon am Grabe ihrer Hoffnungen stehe, immer noch glaubte sie durch geschickt angelegte Intriguen sich den ihr verloren Scheinenden zu gewinnen und dies Festhalten machte

sie gefährlich und bösartig, obwohl sie das letztere im gewöhnlichen Leben nicht war. Die Frivolität unter den Frauen damaliger Zeit hatte nur in gewisser Beziehung an Frau von Lynar eine aufmerksame Schülerin erworben, sie verstand die Kunst zu gefallen und in verliebten Tändeleien, die vom Deckmantel des Geheimnisses verhüllt blieben, Freuden zu finden; aber sie vermochte auch ernstlich zu lieben und daß eben Xaver der Gegenstand einer gleichsam ihr ganzes Sein durchglühenden Neigung war, bereitete ihr schlimme Stunden.

Sie wähnte sich tief von ihm beleidigt und fühlte sich empört durch die Ueberzeugung, daß ein bürgerliches Mädchen sein Herz besaß. Diesen jungen, schönen Cavalier, der gleich einer erst geschlagenen Münze noch das Gepräge der unverdorbenen nicht durch Hofkünste geglätteten Natürlichkeit in sich trug, dem der spiegelnde Schliff der verfeinerten Sitte fehlte, in dessen schwärmerischem Blicke aber eine tief empfindende Seele sprach, der im Gegensatze zu den vielen jungen Cavalieren ein vollkommen Anderer war, sollte sie verlieren! der Gedanke erregte sie leidenschaftlich und verblendete sie in der Wahl der Mittel, um ihn an sich zu reißen. Sie hatte es nicht verschmäht mit dem Geheim-Secreta-

rius Kilian Born in nähere Bekanntschaft zu treten, weil er, von der Eifersucht gegen Xaver von Pradlinski getrieben, zu einem thätigen Werkzeuge in der Intrigue gegen diesen sich hergab.

Zwar vermochte er nur mittelbar in dieser Angelegenheit zu wirken, denn seine Stellung hielt ihn zu weit entfernt von seinem glücklichen Nebenbuhler, der nichts mit ihm gemein hatte; aber er taugte trefflich dazu, den Lauscher abzugeben. Diese Geschicklichkeit gehörte unter die Feinheiten seines Talentes für die Spionage.

Er hatte der Gräfin erzählt, daß sogleich nach Ostern die von Elisabeth beanspruchte Bedenkzeit ablaufe und er gar nicht an dem Jaworte dieses Mädchens zweifle, weil es sich in seiner Hand wisse. Die Furcht, wenn er sein Schweigen hinsichtlich der von ihm auf dem Maskenball gemachten Entdeckung breche, sich um alle Reputation gebracht, sich beschimpft zu sehen, werde und müsse sie zum Jaworte zwingen, erschien, der Gräfin als ein mit ziemlicher Sicherheit anzunehmendes Motiv, von welchem ihre an Rang ihr so tief untergeordnete Nebenbuhlerin sich bestimmt sehen müsse und übrigens dünkte ihr es auch ganz in der Ordnung, daß

eine bürgerliche Jungfrau sich in Unvermeidliches zu fügen habe.

Diese gute Aussicht gewann eine gewisse Bekräftigung, daß Elisabeth ihr dann ganz ungefährlich sein und des Kammerjunkers Liebesgeheimnisse mit ihr dann für immer beendet sein würden, in der Mittheilung des Geheim-Secretarius, durch Fürsprache mehrerer hoher Gönner und auf dringende Verwendung seines Vaters, des Vice-Kanzlers, gleich nach vorübergegangenen Osterferien als Amtmann in die Mühlberger Gegend versetzt zu werden, durch welche Entfernung von der Residenz Elisabeth dann ohnehin jeder Annäherung von Seiten des Herrn von Pradlinski entzogen werde. Darin fand Gräfin Lynar eine besondere Beruhigung, indem somit die Möglichkeit der Fortsetzung dieser, wie sie spöttisch die Neigung Xavers zu Elisabeth bezeichnete, lächerlichen Verirrung des Kammerjunkers vollkommen aufgehoben würde. Vollkommen übereinstimmend waren die Gräfin und der Geheim-Secretarius, daß das Ponikau'sche Haus derjenige Ort sei, wo das Liebes-Geheimniß Xavers und Elisabeths durch deren daselbst stattfindende Besuche täglich neue Nahrung erhalte, und als die Gräfin eines Tages gelegentlich äußerte, daß man

den Jagdjunker, Herrn von Werthern, den guten Freund Pradlinski's, in Verdacht habe, der Vermittler einer geheimen Correspondenz aus Preußen mit der Gräfin Orselska zu sein, meinte Herr Kilian Born, hinter dies Geheimniß, wenn es wirklich existire, zu kommen, getraue er sich allenfalls.

„Wie? wie?“ rief die Gräfin lebhaft.

„O ich denke wenigstens, die beste Aussicht dazu zu haben. Der Gesandtschaft-Kanzlist Brand, der die Geschäfte im Gesandtschaftshause meist allein zu besorgen hat, ist ein mit seiner Stellung sehr unzufriedener Mann. Viel thun und kleiner Gehalt heißt's bei ihm. Aller aus Preußen für unsere Regierung einlaufende Schriftwechsel muß an mich kommen, indem der Herr Geheimrath denselben durch mich vorgelegt erhält, zur Kenntnißnahme und weiter betreffender Geheimraths-Resolution. Brand erscheint sehr oft in der Geheim-Kanzlei bei uns und hat schon öfterer die Aeußerung von sich gegeben, daß er für's Leben gerne in den sächsischen Staatsdienst übertreten möchte.“ Lachend bemerkte Herr Kilian Born: „die preußischen Gehalte sind verzweifelt knapp zugeschnitten, die Majestät ist trotz ihres Christenthumes doch nicht so ganz einverstanden mit dem Spruche: „geben ist seliger, denn nehmen,“

was sich auch bei den von Allerhöchst derselben bei hiesigem Abschied an den Hofdienst verabreichten Douceurs sehr in die Augen springend kundthat. Die Leute haben nicht wenig darüber raisonnirt. Hm, eine von Weitem ihm gezeigte Aussicht, seinen Wunsch erfüllt zu sehen und ein einschmeichelndes Douceur, denke ich, sollten den Brand bald kirre machen."

„Geheim-Secretarius, wenn Er das durchzusetzen vermöchte, Er würde sich hohe Personen zu einem Danke verpflichten, der, wie ich Ihn im Voraus als gewiß versichern kann, nicht in schönen Worten, sondern in ganz besonders rascher Beförderung in Seiner Carriere bestehen würde," sprach di^ Gräfin angeregt.

„Gräfliche Gnaden sehen mich dienstwillig dazu."

Der rechte Mann war gefunden, der in dieser Angelegenheit, die in der Kronprinz-Erzherzogin und dem weltklugen Pater Guarini ihren Gipfelpunkt fand, das nöthige Licht herbeischaffen konnte und er machte in diesem ihm so besonders zusagenden Auftrage einen überraschenden Vorwärtsschritt, indem er den besagten unzufriedenen Brand durch allerhand Vorspiegelungen bald zur Eröffnung brachte, daß Herr von Bülow, der Gesandtschafts-Secretär, eine geheime Correspondenz befördere, deren Briefe

nur kurze undeutbare Adressen „An F." — „An Anna" trügen. Herr von Bülow halte diesen Briefwechsel, der vielleicht, wie er, Brand, vermuthe, eine Liebesgeschichte betreffe, sehr sorglich geheim, was aber doch kein unüberwindliches Hinderniß für ihn, den Kanzlisten, gewesen wäre, dahinter zu kommen. Uebrigens müsse eine Anna in dem Ponikau'schen Hause vorhanden sein, denn Herr von Bülow begebe sich allemal nach Empfang eines „An Anna" adressirten Billets dahin.

Mit dieser Eröffnung war die Spur dieses die Gräfin Orselska betreffenden Geheimnisses als sicher aufgefunden und wurde durch die Aussage des bei dieser Dame in Diensten stehenden Bruders des Bedienten Pater Guarini's dahin erweitert, daß der Jagdjunker, Herr von Werthern, wegen seiner jeweiligen sonst durch nichts Anderes zu erklärenden Besuche bei der Gräfin, der Vermittler dieser Correspondenz sein müsse. Die Aussicht, baldigst einen Schlag herbeizuführen, schien näher bevorstehend, doch Tag um Tag verging, ehe in dieser Angelegenheit etwas sich ereignete, das dieselbe noch näher brachte, und der Zweifel an vollkommener erwünschter Lösung griff bei der Kronprinzeß-Erzherzogin so sehr Platz,

daß sie jeden Glauben an ein Gelingen dieses ihres ersehnten Wunsches aufgab.

Gräfin Lynar erlebte ein gleiches Mißvergnügen, als sie bei dem Concerte zufällig aus dem Munde des Königs erfuhr, daß Herr von Pradlinski nach Hause reisen werde. Es zeigte sich durchaus nichts von irgend einer Zuneigung für sie, daß er auch kein Wort davon gegen sie erwähnt hatte. Warum dieses Verschweigen? Auf den Vorwurf, den sie ihm deshalb in scherzendem Tone gemacht, hatte er ihr entgegnet: er habe erst heute bei Sr. Majestät um Urlaub angehalten und eben deswegen darüber geschwiegen, weil er nicht habe wissen können, ob ihm derselbe gewährt würde.

So sehr indignirt sie sich von seinem Benehmen fühlte, so veränderte sich doch bei längerem Nachdenken dies Gefühl in eine Art Befriedigung, sie wurde der Ansicht, daß er Zerstreuung von dem Kummer suchen wolle, den ihm die Ueberzeugung verursachte, Elisabeth sei für ihn verloren, sobald die derselben gewährte Bedenkzeit ihr nahes Ende erreicht habe. Ja, es ließ sich auf diese Ansicht, die sich schmeichelnd an ihr Herz legte, so schöne Hoffnung gründen! wenn er zurückkam, war das Mädchen dann Braut und ihm bald ganz entrückt, indem es ja dem an-

getrauten Manne an seinen neuen Wohnort folgen mußte. Dann war der schöne, schwärmerische Pole, der ihre für immer, sie nahm sich fest vor, ihn durch Sanftmuth und Theilnahme an sich zu fesseln. War seine Liebe zu dem bürgerlichen Mädchen wirklich ernst gemeint gewesen, so mußte ihm eine Theilnahme und Versöhnlichkeit zeigende Freundin, wie sie ihm sich darstellen wollte, wie eine Wohlthat erscheinen.

Und in dieser Ansicht bestätigte die Mittheilung des Geheim-Secretarius sie noch mehr, als er von Elisabeth erzählte, daß sie nicht mehr wie sonst sei, ein nachdenkendes Wesen habe sich bei ihr eingefunden, sie scheine zuweilen ganz in Sinnen verloren und ihr frisches lebendiges Naturell wie unter einem Schleier verhüllt. Die Gräfin hörte dies mit großem Vergnügen und es erschien ihr als sichere Bürgschaft, daß Pradlinski's Verhältniß zu dem Mädchen seine Endschaft gefunden habe. Herr Kilian Born war weniger mit diesem Benehmen Elisabeths zufrieden gestellt. Die Umwandlung an ihr ängstete ihn, er deutete sie als den schlimmen Entschluß, das von ihr zu erwartende „Ja" zu verweigern.

„Es wäre mir lieber, sie wäre so geblieben,

wie ich sie bisher gekannt habe," sagte er. „Die Stille, die sie jetzt beobachtet, kommt mir wie die Schwüle vor einem Gewitterausbruche vor, sie erregt mir Furcht, ohne daß ich diese zu deuten weiß."

Die Gräfin belächelte seinen Scrupel, sie sagte ihm, daß eben diese Umwandlung bei dem Mädchen ihr ganz natürlich dünke, indem ja das Gegentheil eher auffällig sein müßte. „O glaube Er nur, daß es der jungen Person im Kopfe herumgehen mag, daß ihre Liebelei mit dem Kammerjunker wie ein Traum zerstiebt, und dann auch die Scham vor Ihm, Geheim-Secretarius, zuletzt noch froh sein zu müssen, daß Er nicht abspringt . . . das macht sie wirr."

Es lag etwas Wahres in dieser Bemerkung, was er nicht abweisen konnte. Am nächsten Spätnachmittage ließ er sich abermals bei der Gräfin melden.

Mit Erstaunen hörte sie seinen Bericht, der folgendermaßen lautete:

Der preußische Gesandtschafts-Kanzlist Brand sei vor einer halben Stunde zu ihm in die Kanzlei gekommen und habe ihm mitgetheilt, daß vor Kurzem eine Estafette von Berlin mit Depeschen an des

Herrn Gesandten Excellenz angelangt und diesen wieder ein Brief „An Anna" beigelegen, den der Gesandtschafts-Secretär jedoch sehr vorsorglich in seine Tasche gesteckt, damit er nicht in andere Hände falle. Ganz in der Stille habe der junge Herr von Bülow ihm, Brand, die Weisung gegeben, ins Ponikau'sche Haus sich zu begeben und dort der Frau Appellationsgerichts-Präsidentin die Bitte zu insinuiren, dem Herrn Jagdjunker von Werthern Nachricht zukommen zu lassen, ihn, sobald als seine Zeit am heutigen Abend erlaube, im Gesandtschaftshause zu besuchen, er habe ihm eine dringende Mittheilung zu machen und könne leider wegen Unwohlsein nicht ausgehen. Frau von Ponikau habe versprochen, sobald der Herr Jagdjunker heute Abend kommen werde, ihm die Einladung des Herrn Gesandtschaftssecretär sogleich mitzutheilen. Wie er, Brand, bemerkt, habe auf dem „An Anna" adressirten Billet citissime gestanden und darin bestehe wohl die Dringlichkeit der dem Jagdjunker zu machenden Mittheilung.

Gräfin Lynar erstaunte über diese Nachricht. Sie wußte für den ersten Moment nicht, wie dieselbe an die rechte Person zu bringen sei. Die Kronprinzeß-Erzherzogin war erkrankt, Pater Guarini nach Bautzen gereist und seine Rückkunft vor

Nacht nicht zu erwarten. Wenn Verzögerung stattfand und der Jagdjunker nicht gleich nach Verlassen des preußischen Gesandtschaftshauses in Haft genommen wurde, war die Entdeckung des Correspondenz-Geheimnisses nicht möglich.

In dieser Verlegenheit verfiel Gräfin Lynar auf den Gedanken, der Kron-Großschatzmeisterin Frau von Przebendowska, Mittheilung davon zu machen. Nur ein Mann, wie Flemming, deren Cousin, hatte Macht, die Arretur des Jagdjunkers zu verfügen.

Sie fuhr sogleich zu Frau von Przebendowska.

Auf ihre Frage beim Aussteigen, ob die Dame des Hauses anwesend sei? erhielt sie die Antwort, der Herr General-Feldmarschall wäre bei ihr.

„Das trifft sich prächtig," sagte die Gräfin zu sich und befahl, ihre Ankunft zu melden.

Zwischen Graf Flemming und seiner Cousine hatte eine Unterredung stattgefunden, wie unter diesen beiden Personen schon früher viele dergleichen sich abgewickelt und ihre Ergebnisse in so manchen politischen Ereignissen offenbarten, die als kluge Schachzüge den auswärtigen Politikern Stoff zum Nachdenken lieferten. Frau von Przebendowska's feiner calculirender Geist versah die Dienste eines Regulators bei der stürmischen und sich zuweilen

auf eine seltsame in seinen Kopf wie mit tausend Ankern eingerammte Idee versetzende Politik ihres Cousins.

Ueberhaupt hatte der damalige Hof zu Dresden nicht nur einen Ueberfluß an frivolen Frauen, sondern er besaß deren auch sehr geistreiche Frauen, welche in Wahrheit Fühlhörner an der Seele trugen, und deren gesunde Urtheilskraft manchen großen Denker beschämte.

Gräfin Przebendowska war anerkannt das andere Ich des sächsischen Premiers, nicht etwa in einer gewissen Beziehung, sondern rein in geistiger Hinsicht. Diese Dame, deren Haus selbst ein kleiner Hof war, an dem die ausgezeichnetsten Personen aller Länder sich begegneten, verstand es meisterlich, die oft aus den unbedeutendsten Anlässen sich entwickelnden Begebenheiten in der großen Welt wie am Hofe zu würdigen und ihrem Cousin, dem sie in wahrer Vorliebe zugethan war, die besten Rathschläge zu ertheilen, welche entweder ihn zum Herrn der zuweilen den Staatsmann überwachsenden Verhältnisse machten oder ihm zu deren Beseitung die geeignetsten Mittel angaben.

Das große Vertrauen Flemmings auf den feinen calculirenden Geist seiner Cousine war nicht

selten die Ursache zu Störungen in seinem ehelichen Leben. Er war unbesonnen genug, öfterer die Aeußerung zu thun, daß Frau von Przebendowska die geistvollste aller Frauen sei, die er in seinem Leben habe kennen lernen, und andere derselben von ihm rücksichtslos zuerkannte Vorzüge gaben Ursache, daß diese Dame ebenso wenig beliebt bei seiner ersten Gemahlin wie bei seiner zweiten war.

Bei Hofe galt die Kron-Großschatzmeisterin als vollkommen in alle Pläne ihres Cousins eingeweiht und als seine beste Stütze beim Calcul. Man flüsterte sich zu, daß sie nicht wenig betheiligt bei dessen verunglücktem Project, sich zum Herzog von Curland zu machen, gewesen sei, und wenn auch über die fein angesponnenen Intriguen, welche ihn zu diesem Range erheben und zum Besitze Curlands verhelfen sollten, ja selbst über den mißlichen Verlauf dieses schlau eingefädelten Unternehmens nichts Genaues bekannt war, so wußte man doch, daß Flemming, als er sich mit dem stolzen Plane trug, sein Haupt mit dem Herzogshute zu schmücken, eines der feinsten, obwohl niederträchtigsten Spiele gewonnen, nämlich so kunstvoll zu intriguiren verstanden hatte, daß König August, sein Gunstherr, sich genöthigt sah, seinen natürlichen, mit der

schönen Aurora von Königsmark erzeugten Sohn, Graf Moritz von Sachsen, dem er so gern die curländische Herzogswürde zugewendet gesehen hätte, nicht nur ohne alle Unterstützung bei dieser Bewerbung zu lassen, ja sogar feindselig gegen ihn zu handeln.

Die Krone, welche Flemming dieser gelungenen Intrigue aufgesetzt hatte, bestand darin, den König so weit zu verblenden, daß dieser Sohn in Sachsen selbst keine Stellung fand, die seinen großen Talenten gemäß gewesen wäre, und sich nach Frankreich wenden mußte, das ihn besser als Heerführer würdigte und ihn zum Marschall von Frankreich ernannte.

Allerdings war die Ausschließung des Grafen Moritz von Sachsen aus sächsischem Staatsdienst jeglicher Art für das Land selbst von einem wesentlichen moralischen Nutzen, denn Moritz war in seiner Neigung zu weiblichen Schönheiten nicht nur das vollkommenste Ebenbild seines königlichen Vaters, ein Don Juan, der seines Gleichen suchte, sondern er war auch in Folge seines martialischen Charakters rücksichtsloser als dieser in seiner leutseligen und gütigen Gemüthsart es jemals hätte sein können. Flemming hatte einen Nebenbuhler verdrängt, der ihm gefährlich werden mußte, sobald er nur einmal

festen Fuß an seines Vaters Hof gefaßt hatte und daß ihm dies schwierige Intriguenspiel gelungen, verdankte er meist den feinen Anschlägen der Frau von Przebendowska, die seinen stürmischen nicht selten unbesonnenen Charakter zu zügeln und zu leiten verstand.

Sie war in allen verwickelten Fällen seine geistige Stütze und es schlug daher durchaus nicht ins Gebiet des Wunderbaren, daß er jetzt, wo ihn das doppelte Project, Preußen für den Theilungsplan Polens zu interessiren und die Heirath zwischen seinem Herrn und der preußischen Königstochter so angelegentlichst beschäftigte, ihren Rath und Ansicht über die dabei zu treffenden Maßnahmen in Anspruch nahm. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen konnte sich mit dem ihm vorgelegten Plane einer Theilung Polens nicht einverständig erklären, so sehr auch die Vergrößerung seines Landes ihm als Verlockung erschien.

Dieses Königs Charakter war zu bieder, um eine solche Beeinträchtigung des Völkerrechtes als geboten anzusehen. Aber Flemming hatte durch Erfahrung gelernt, daß Ausdauer nicht nur zu den größten Tugenden der Menschheit, sondern die ganz besondere Cardinaltugend eines Staatsmannes sei

und war auch seine Mission in Berlin insofern eine verfehlte gewesen, als er in dieser Angelegenheit noch keine Zustimmung hatte erlangen können, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, die letztere auf irgend eine oder die andere Art zu erwerben. In wenigen Tagen wollte er nach Wien in derselben Mission reisen, er meinte die dortigen Staatsmänner willfähriger zu finden.

Die Hände auf dem Rücken in einander gefaltet, ging er langsam, nachdenkend über die im Zimmer ausgebreiteten Decken hin, behutsam starkes Auftreten vermeidend, obwohl die weichen den Fußboden bedeckenden Teppiche jedes Geräusch bedeutend minderten; aber es war bei ihm die Vorsorge, seiner Cousine, die an ihrem gewöhnlichen Uebel, der Migräne, litt, nicht lästig zu werden. Diese Dame ruhte ausgestreckt auf ihrem Divan, kein Schmerzenszug in ihrem Antlitz verrieth das Vorhandensein des das Denken fast erdrückenden Leidens, dem sie so oft unterworfen war, nur die tiefe Blässe ihrer Wangen markirte dasselbe. Die starke Willenskraft, mit der sie jede Aeußerung ihres so sehr peinigenden Schmerzes beherrschte und in solchem Zustande selbst Besuche empfing, die ihr die unabweisbare Nothwendigkeit, an längerer Unterhaltung

Theil zu nehmen, auferlegten, hatte ihr bei Allen Bewunderung erworben. Sie sah jetzt dem Auf- und Abschreiten Flemmings mit unverwandtem Blick zu und unterbrach dann die lange in ihre beiderseitige Besprechung getretene Pause mit der Bemerkung:

„Ich fürchte, Jacob, Deine Hoffnung auf Wien dürfte eine trügerische sein. Man ist dort nicht so rasch mit Ausführung von Projecten, welche einige Anstrengung verlangen, der Schneckengang der dortigen Politik läßt keine Eile zu. Dein Vertrauen auf Prinz Eugen scheint mir etwas leichtfertig, weil es Dir nicht unbekannt ist, daß nicht mehr sein Freund, der erste Joseph, auf dem Kaiserthrone sitzt, sondern sein Herr, der sechste Carl. Dies macht einen Unterschied in der Sache. Eugen's Stimme galt unter diesem sechsten Carl schon vor zehn Jahren nichts mehr, wo sein Rath, lieber ganz Italien aufzugeben, wenn es sein müßte und anstatt dessen die Türken über den Hellespont zu treiben, nur nicht mit ihnen den Frieden von Passarowitz *) zu schließen, da das kaiserliche Heer im Siege sei, verworfen wurde. Seit zehn Jahren

---

*) 1718.

ist Eugen gealtert, der alte Diener gilt dem Herrn nicht mehr, als eine Reliquie aus vergangenen Zeiten, er sieht sie an und legt sie bei Seite. Was soll ein beseitigter Held Dir als Unterstützer Deines Planes nützen, wenn Du von seinen fünfundsechzig Lebensjahren nicht dreißig wegzaubern kannst, um ihn noch einmal en vogue zu bringen?"

„Verdammt, daß es so ist; aber ich muß den Versuch machen," antwortete der General-Feldmarschall bei ihr stehen bleibend. „Sieh nur, Cousine, ich denke, das Samenkorn, das ich in Berlin bei meinem Abschied ausgestreuet und das, wie ich nicht ohne Vergnügen bemerkte, einen viel besseren Boden fand, als meine anderen Ueberredungen, könne in Wien eine ähnliche Aufnahme finden. Wie? Hat man nur den Franzosen zu fürchten? Nein, nein. und tausendmal nein! im Norden steckt unser Feind, der Russe ist's, der gelegentlich, denn des verstorbenen Zars Peter I. (des Großen) gewaltiger Genius erstirbt nicht so leicht in dieser jungen Nation, die allein unter den Völkern Europas eine große Zukunft hat, aus seiner Eishöhle hervorbrechen und die nahe Beute Polen an sich reißen wird."

„Ich glaube das mit Ueberzeugung, aber man wird in Berlin wie in Wien lange brauchen, . um

das zu glauben, weil dieser Glaube einen Sprung über die gewöhnliche Blindheit erfordert," sprach Frau von Przebendowska. „Nun, nun, Jacob, ich will nicht sagen, daß es unmöglich sei in der Welt, ich glaube sogar, daß ein Mohr weiß gewaschen werden kann, wenn man es recht anfängt, ich meine nur, daß Du in Wien auf einem Boden stehen wirst, der Dir keinen festen Stützpunkt bieten wird. Es wäre ein zu lächerlicher Selbstbetrug, wolltest Du Dich überreden, daß unsere Kronprinzeß-Erzherzogin und ihre Partei Dich in einem besonders vortheilhaften Lichte in Wien geschildert hat. Sie und ihre Partei haßt Dich wie die Sünde."

„Ja, ja, das ist wahr!" lachte Flemming laut auf . . . „sie wünschen mich in die unterste Hölle hinab, ich weiß das. Bah, das verfängt nicht bei mir."

„Aber in Wien dürfte es übel vermerkt worden sein, daß Du an dem Plane spinnst, dem katholischen König eine protestantische Gemahlin . . ."

„Wer sollte in Wien Kunde davon haben!" rief der General-Feldmarschall.

„Wer? der Kaiser, sein Geheimcabinet. Ich habe es aus guter Quelle erfahren, daß der preußische Kronprinz persönlich von diesem durch Dich

vorgeschlagenen Plane zu unserer Kronprinzeß gesprochen, und daß diese Confidenz sogleich ihren Weg nach Wien gefunden, bedarf keiner Frage. Ich würde von dieser Bagatelle geschwiegen haben, wenn Du nicht heute den Entschluß gefaßt hättest, an der Donau Dein Glück versuchen zu wollen."

Flemmings Gesicht wies tiefen Unmuth. Er schwieg wie betreten von dem, was er erfahren.

„Warum dies Schweigen, Jacob?" fragte Gräfin Przebendowska aufmerksam werdend.

„Weil ich im Stillen den Verrath zu allen Teufeln wünsche!" fuhr der Gefragte auf. „Du hast recht, Cousine, meine Mission nach Wien wird unter diesen Umständen ein miserables Resultat haben; aber ich muß mich derselben unterziehen, es ist unmöglich, den König davon abzubringen, nachdem ich ihn mit allen Mitteln der Ueberredung erst dazu gebracht habe, mein Geschäft daselbst durch eigenhändige Briefe von ihm, die mir als Creditive in dieser Sache bei kaiserlicher Majestät und einigen deren Geheimräthen dienen sollen, zu unterstützen. Zum Henker mit der Schwatzhaftigkeit eines Knaben, in dem ich mich geirrt habe! sie durchkreuzt meinen Plan und ich habe von ihr noch Aergeres zu befürchten."

„Vom Kronprinzen von Preußen?“ fragte die Kron-Großschatzmeisterin erstaunt . . . „ich begreife nicht. Erkläre Dich, Jacob.“

„Er ist wie toll in die Orselska verliebt, sie in ihn. Sie unterhalten einen geheimen Briefwechsel in lächerlich bombastischem Style. Die Ueberschwänglichkeit seiner Liebesgluth, mit der der königliche Knabe von ihr fabelte, ließ mich ein solches Geheimniß ahnen. Nach einigem Nachdenken fand ich es für nothwendig, demselben auf die Spur zu kommen. Die bekannte Sparsamkeit König Friedrich Wilhelms, der seine Diener so knapp besoldet, daß sie kaum das liebe Leben durchbringen, öffnet der Bestechlichkeit bei ihnen Thür und Thor und so gelang es mir, eine solche arme Seele durch das Sümmchen von hundert Dukaten zu einem Meisterstreich zu treiben. Ueber Nacht brannte der Schreibtisch, an dem der Kronprinz noch spät Abends zu lesen pflegt, rein aus und ich erhielt am andern Morgen die fraglichen Billets Douce der Orselska, mit einer rothen seidenen Schnur umwickelt von dem glücklichen Feuerwerker, dem dieser Spaß das genannte Sümmchen eintrug.“

„Ist es möglich? Du, Jacob, bist im Besitz dieses Geheimnisses?“

„Ja, es ist in meiner Hand, während der Kronprinz Friedrich die zärtlichen Briefchen seiner Herzgeliebten Orselska zur Asche verbrannt glaubt.“

Eine kleine Pause trat ein. Die Gräfin Przebendowska zeigte durchaus keine Ueberraschung bei dieser Mittheilung ihres Cousins. Sie wußte, daß desselben staatsmännische Tugend nie Anstoß bei Benutzung von Mitteln und Wegen genommen, welche die unverkennbarste Aehnlichkeit mit Treu- und Gewissenslosigkeiten hatten. In dieser Beziehung war er über jegliche Zaghaftigkeit hinaus und es wäre unmöglich gewesen, ihm eine Bescheidenheit zum Vorwurfe zu machen, die er unter keinen Umständen besaß, wenn es galt, sich einen Vortheil zu erwerben. Sein stetes Bestreben, keiner Art von Rücksichten, welche Anderen als nicht wegräumbare Hindernisse erschienen, einen hemmenden Einfluß auf sein Thun und Lassen zu gestatten, hatte ihm manche glückliche Chance in seiner staatsmännischen Laufbahn gewinnen helfen und er konnte rühmend von sich sagen, daß er eine schwindelfreie Politik habe, der keine Scheu vor Unmöglichkeiten anklebe.

„Unter den jetzigen Umständen sind diese Billets der Orselska nicht zu gebrauchen,“ bemerkte die Kron-Großschatzmeisterin.

„Nein, weil die geringste Kunde dieses Geheimnisses Se. Majestät unsern König, so tief empören würde, daß von seiner ehelichen Verbindung zwischen ihm und der preußischen Königstochter keine Rede mehr wäre. Er ist im Punkte der Liebe zu sentimental."

„Ja," sagte Frau von Przebendowska lächelnd ... „bei seinen achtundfünfzig Jahren hat er noch die Capricen eines Kindes, das seinen Verdruß und Gram um ein ihm abgenommenes Spielzeug, auf Alles, was ihm vorkommt, überträgt."

„Es ist närrisch genug; aber nicht zu ändern," stimmte Flemming bei. „Für jetzt ist jeder Plan, der Orselska einen Sturz zu bereiten, lahm gelegt und die Nothwendigkeit zwingt mich, ihr Geheimniß mit dem Kronprinzen Friedrich nicht nur unangetastet zu lassen, sondern auch dessen Bewahrer nach Möglichkeit zu werden. Gewiß, das ist lächerlich, aber man muß dem Zufall auch Maskenfreiheit gönnen und mit ihm närrisch sein, wenn er es zu sein beliebt."

„Die Orselska ist stark brouillirt mit der Kronprinzeß-Erzherzogin, wie ich weiß, die Ursache, warum, dreht sich um Annas zuweilen sehr verletzend wer-

dende übermüthige Laune. Sie rühmte sich in Gegenwart Josephas rücksichtslos der Gunst des Königs."

„Es ist mir angenehm, wenn sich meine guten Freunde bei Gelegenheit die Zähne weisen," lachte Flemming... „dergleichen gegenseitige Zärtlichkeitsbeweise sprengen deren gegen mich geschlossene Phalanx. Doch in Wahrheit, die Orselska ist mir gefährlicher als die Kronprinzeß-Erzherzogin. Ich weiß, daß sie mich haßt und ich weiß auch, daß es ihr viel Vergnügen gewähren würde, mich aus des Königs Gunst zu drängen. Sie ist deshalb schon zu fürchten, weil ihr Hang nach Abenteuerlichem, Ungewöhnlichem zu sehr bei solcher feindseligen Chance ihr Befriedigung und Abwechslung im Alltäglichen zu geben verspricht und zugleich die Hoffnung einen leitbarern Minister an meine Stelle zu bringen, keine geringe Verlockung zu einem Versuche, wie hoch sie in der Gunst des Königs steht, für sie sein dürfte. Doch Spiel gegen Spiel! wäre es nicht lächerlich, wollte ich diesem Dämchen gegenüber verzagen, während ich einen ganz andern Kampf gegen die Cosel glücklich durchgeführt habe, wo es gleichsam galt, sie stückweise aus des Königs Herzen zu reißen!"

„Das Schicksal könnte Dich recht angenehm überraschen, Jacob, wenn es Dir die Möglichkeit in die Hand gäbe, die Orselska als in einer gewissen

zärtlichen Verbindung mit irgend einem hiesigen Cavalier ...“

„Nicht denkbar, Cousine, sie schwärmt für den preußischen Friedrich und ist nebenbei zu klug, um sich hier den Boden unter den Füßen wegzuziehen.“

„Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß Anna jemals zur Schwärmerei geneigt sein könne.“

„Du sollst Dich selbst überzeugen. Ich werde Dir morgen durch Hurtig die erbeuteten Billets Douce zuschicken.“

Diese Besprechung wechselte noch mehrmals den Stoff, an dem es unter Personen in solcher Stellung natürlich nicht fehlte. Der Premier verabschiedete sich dann, weil, wie er sagte, Se. Majestät der König sich und die Orselska bei ihm zum kleinen Souper eingeladen, eine Ehre, die er der Charwoche danke, weil es den königlichen Herrn langweile, alles Vergnügen auf die Dauer von sechs Tagen zu entbehren.

Gräfin Przebendowska bemerkte lächelnd: „Cousin Jacob, mich befällt zuweilen ein seltsamer Gedanke.“

„Und welcher?“

„Ich denke mir, es muß für jeden von uns Beiden sehr ennuyant sein, sich vorzustellen, daß der Tod uns auseinander scheidet, daß Eins das

Andere überlebt. Jacob, entwerfen wir eine Petition an das Schicksal, daß es uns zu gleicher Zeit unsere Rolle hienieden schließen läßt ... ach würdest Du denn im Schattenreiche eine Seele finden, die Dir nach besten Kräften Rath giebt, wahrhaftig, ich muß bei Dir sein in dieser Seelennoth."

Flemming machte ein süßsaures Gesicht, nichts war ihm widerlicher, als der Gedanke an den Tod. „Ein verflucht humoristischer Einfall, Cousine, der zu allem, nur nicht zu einem Souper paßt," antwortete er mit erkünsteltem Lachen ... „eine Petition in's Blaue. Adieu, Theure, auf ..."

Der Diener meldete Gräfin Lynar, die ihm auf dem Fuße folgte. Der Feldmarschall wollte sich entfernen bei ihrem Eintritte.

„Bleiben Ew. Excellenz, ich bitte unterthänigst. Der Himmel hat es gewollt, daß ich Sie hier finde, wo ich mir Rath in einer mich ungemein aufregenden Angelegenheit erholen wollte, und ich glaube an des Himmels gütige Fügung."

„Bin sehr erfreut, meine Gnädigste, daß Sie mich in einer mir so schmeichelhaften Verbindung mit dem Himmel glauben, daß er mich zu einer Art Engel zu machen beliebe, weil diese nach Ausspruch

der Schrift seine dienstbaren Geister sind," entgegnete Flemming sich verbeugend.

„Was haben Sie, liebe Lynar?" fragte Gräfin Przebendowska.

„Sie kennen mein Verhältniß zu Pradlinski, Sie wissen, wie unglücklich ich mich fühle, von ihm vernachlässigt zu werden ... ich war thöricht genug zu wähnen, im Ponikau'schen Hause müsse er eine geheime ihn von mir abziehende Liaison angeknüpft haben; doch jetzt ist alles heraus. Seine Liebe gilt der Orselska ... ich weiß das nun."

„Der Orselska?!" riefen erstaunt Flemming und seine Cousine zu gleicher Zeit.

„Ja, ihr!" fuhr Jene fort. „Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen eine genaue Definition gebe, wie ich dieses Geheimniß entdeckt habe, es ist unnöthig. Ich kann Ihnen nur sagen, daß an seinen Freund, den Jagdjunker von Werthern, vor wenig Stunden ein Brief angelangt ist, den dieser der Gräfin Orselska heute Abend einzuhändigen hat. Werthern ist in diese Intrigue verflochten, auch das weiß ich. Gewöhnlich soll sich Pradlinski im tiefen Abenddunkel wohl verhüllt in einen Mantel in das Palais der Orselska begeben haben, sagte man mir. Und heute einen Brief von ihm an sie!

Was bleibt mir zu thun, um diese Abscheuliche für den Verrath an Sr. Majestät dem König, der sie großmüthig mit so viel Gunst und Gnade überhäuft, und an meinem Herzen gestraft zu sehen. Excellenz, verschaffen Sie mir eine Audienz bei des Königs Majestät. Allerhöchstderselbe ist bei der Enthüllung dieses frevelvollen Geheimnisses nicht weniger als ich betheiligt, sein Vertrauen ist eben so abscheulich getäuscht, als ich ... die Orselska ..."

„Nicht so leidenschaftlich, Frau Gräfin," unterbrach der Premier sie. „Es wird Ihnen, hoffe ich, genügen, wenn ich das Geheimniß zur Enthüllung in die Hand nehme. Lassen wir vor der Hand des Königs Majestät ganz aus dem Spiele, es ist hinlänglich, wenn er die in seinem Interesse geschehene That erfährt. Man muß sein weiches Herz schonen. Ich verspreche Ihnen morgen Früh die bündigste Aufklärung über alles von mir zu diesem Zwecke Unternommene, Sie werden zufrieden mit meinen Maßregeln und deren Resultate sein."

„Ich vertraue Ew. Excellenz und hoffe, Se. Majestät der König wird Ihnen danken, daß Sie einen solch schmählichen Verrath an seinem Herzen zerstört haben."

Gräfin Lynar hatte somit eine Intrigue eingefädelt, die ihrem Verstande alle Ehre machte. Während der Fahrt zur Gräfin Przebendowska kam ihr nämlich die Ueberzeugung, daß sie eine der größten Thorheiten begehen würde, wenn sie das ihr zur Kenntniß gekommene wahre Geheimniß, dessen Träger der Jagdjunker war, veröffentlichen wollte. Es waren Personen daran betheiligt, deren Namen ungenannt bleiben mußten und darum erschien ihr jede Art der Entdeckung des ihr kund gewordenen Geheimnisses der Orselska gleich bleibend, wenn sie nur zum Ziele führte. Sie war nicht lange unentschlossen, wie sie es einzukleiden habe, ihr eigenes Verhältniß bot den hinreichendsten Stoff dazu und hatte den besonderen Vorzug, daß sich an ihre Erzählung kein Zweifel anklammern konnte, weil Gräfin Przebendowska von der Mißlichkeit ihres Verhältnisses zu Pradlinski im Voraus überzeugt war.

Während sie sich schmeichelte, daß ihre Klugheit bei der Kronprinzeß-Erzherzogin alle Anerkennung und den besten Dank finden und sie sich der Gnade der hohen Frau im ausgezeichnetsten Grade versichert halten dürfte, genoß auch Graf Flemming das wohlthuende Vergnügen im Voraus

der Orselska auf eine feine Weise einen Todesstoß beibringen zu können. Er war nie heiterer als an diesem Abend gewesen, denn um seine Wünsche in Erfüllung zu bringen, vereinte sich Glück und Zufall wahrhaft brüderlich miteinander.

Drittes Capitel.

Ein Souper bei Flemming.

Es gehörte nicht zu den vereinzelten Ausnahmen, daß König August der Starke seine Tafelfreuden und Vergnügungen in den Häusern des reichen Adels suchte, überhaupt liebte er es, die Auszeichnung allen denen zu erweisen, die durch ihre ihm geleisteten Dienste sein Vertrauen gewonnen hatten.

Unter diese Bevorzugten gehörte als Erster sein Premierminister und General-Feldmarschall, Graf Flemming, theils durch die langjährige Dienstzeit, durch die Gewohnheit mit ihm vertraulich umzugehn, vor allem aber durch seine rapide Munterkeit.

Flemming war unter den Staatsmännern seiner Zeit ein alle überragender Herkules. Im Besitz der glücklichsten Körperconstitution war er zu den größten Anstrengungen befähigt. Ihn ermüdeten weder Reisen noch sonstige Strapazen. Nur eine Stunde schla-

fend auf einem Stuhle zugebracht, wenn er am frühen Morgen von einem Bankfet heimgekehrt war, erfrischte ihn so sehr, daß er aufgeweckt, sogleich, ohne irgend geistige oder körperliche Ermüdung zu zeigen, mit seinen Secretären arbeiten konnte. Eine Audienz, die er an hundert Personen gewährte, griff ihn weniger an, als manchen das Zuschauen bei einem Schauspiele.

Er war, den Schilderungen seiner Zeitgenossen zufolge, ein nicht todt zu machender Bonvivant, dessen Lebhaftigkeit dem Könige so außerordentlich wohlgefiel, obwohl sie nicht selten in die Rohheit eines Dragoneroffiziers übersprang, der seine zuverlässigste Stütze in dem ihm an der Seite rasselnden Sarras findet. Ein starker Anstrich von Bonhomie zeichnete ihn besonders aus und verließ ihn selbst dann nicht, wenn er erzürnt in jäh auflodernder Hitze alle Donnerwetter vom Himmel herab beschwor, denn ein gut und glücklich angebrachter Scherz vermochte ihn dann im Nu umzustimmen, weil er den Witz liebte und selbst witzig war.

Niemand am Hofe redete in so freimüthiger Sprache wie Flemming, er gab, wie er zu sagen pflegte, jedem Kinde seinen rechten Namen. Diese Manier, die so viel Aehnlichkeit mit einem graden

ehrlichen Charakter hat und auf ein gutes Gewissen schließen läßt, gewann ihm des Königs Vertrauen am meisten, weil er sie nicht bei seinen Hofcavalieren fand, die nur bestrebt waren, sich durch höfliche, verbindliche Manieren auszuzeichnen.

Diese freimüthige Redeweise, ein in Rückstand verbliebener Beigeschmack seiner militärischen Carriere, hinderte Flemming durchaus nicht, weniger an das Interesse des Königs als an das seine zu denken und sein fürstlicher Haushalt war der beste Beweis, daß er nicht umsonst an der Quelle saß. Sein Palais an der Ecke der Moritzstraße zeugte von dem großen Reichthume, welchen er sich zu erwerben verstanden hatte, wobei ihm der glückliche Umstand, daß er nie an belästigenden Gewissensscrupeln litt, außerordentlich behilflich gewesen war.

Der große Train reich galonnirter Bedienten harmonirte vollkommen mit der glänzenden Einrichtung seines Hotels und der Wohllaut des raffinirtesten Geschmacks, welcher aus Allem, den größten wie den geringsten ins Auge fallenden Gegenständen, den Beobachter ansprach, machte dem König den Aufenthalt in Flemmings Hause so heimisch. Er vermißte nichts von der ihn umgebenden Pracht in seinem Schlosse, ohne doch dabei den

trübenden Gedanken haben zu müssen, der Besitzer opfere sich für die Ehre, seinen König bei sich zu bewirthen. In Wahrheit bildete Flemmings Palais einen Appendix des königlichen Hofes. In seinem Vorzimmer erschienen so viele Minister, Räthe, Offiziere und andere Standespersonen, wie bei einem großen Monarchen. Es gab wohl wenige vornehme Fremde, die nach Dresden, dem Eldorado der Pracht und Lust, kommend, sich nicht dem Premier hätten vorstellen lassen; dessen Fertigkeit sich geläufig in der polnischen, französischen und lateinischen Sprache auszudrücken, machte diese Audienzen angenehm, da seine Lebhaftigkeit in der Unterhaltung, gleichsam wie im Fluge über eine Menge Gesprächsthema hinstreifend und jedem derselben einige Worte widmend, erstens keine Pause eintreten ließ und zweitens immer durch Neues, Anziehendes anzuregen wußte.

Man fühlte sich in der Nähe dieses Günstlings des Glückes und seines Königs wohl, und sein großer Reichthum, der sich in Allem dem Auge kundgab, in dem kostbaren Meublement, in der glänzenden Vaisselle, die aus sechs silbernen Servicen bestand, von denen ein paar stark vergoldet waren, in dem aus hundert der prächtigsten Pferde be=

stehenden Marstall, welcher für große Adelsherren als besonderer und unerläßlicher Schmuck des Hauses eines grand Seigneur gilt, verlor eben darum das Anrüchige, wie er erworben und zusammen gebracht worden war. Man vergaß mitten in dem Augen und Herzen bestechenden Comfort, daß sein Besitzer einen Güterschacher im Großen trieb, und diese Speculation, auf alle nur denkbaren Mittel gestützt, von ihm, der so zu sagen, zweier Länder Herr war, mit kluger Berechnung durchgeführt wurde, man vergaß die Art und Weise, wie er sich zu bereichern verstand auf Kosten Anderer und gelegentlich auch die unverschämtesten Prellereien und Betrügereien nicht scheute und bewunderte seine Noblesse, die über diese schmutzige Grundlage ihre blendenden Lichter streute und dem allmächtigen Speculanten zu dem flotten Leben eines Prinzen verhalf, dem alle Tage neue Einnahmsquellen fließen.

Eine besondere Anziehungskraft bot das in seinem Palais stattfindende hohe Spiel, in welchem er außerdem excellirte, da er mit derselben Gleichgültigkeit Tausende von Dukaten verlor, wie er gleich hohe Gewinne einstrich. So war Flemming eine neue Art Industrieller, der sich in dieser

Branche ein Renommée erwarb, ohne einen Rivalen in derselben fürchten zu müssen.

Um den Glanz seines Hauses zu vermehren, hätte er hinsichtlich der die Honneurs machenden Dame keine bessere Wahl treffen können, als in seiner Gemahlin, der Fürstin Thecla Radziwil. Diese Dame besaß die vollkommenste Repräsentationsgabe einer Majestät, ihre hohe Gestalt, ihre Manier zu empfangen, war die einer gebietenden Königin, die für jede Abstufung des Ranges ihr Vorgestellter eine besondere Nüance in ihrem Benehmen zu geben versteht und nur dem höheren Geburtsvorzug allein das Recht zuerkennt, sich mit ihr auf gleiche Rangstufe zu stellen. Der Stolz dieser hohen Frau äußerte sich jedoch nicht in rauher, abstoßender Form, sie verstand die Kunst mit einem Blicke, einem leicht hingeworfenem Worte die durch ihre Erhabenheit anfänglich unangenehm Berührten zu begütigen, zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sie dem lebhaften, übersprudelnden und nicht selten die Schranken der Decenz mißachtenden Gemahl gegenüber nur eine Nothwendigkeit erfülle, um ihrem Hause jenen Respect zu erhalten, dem er zuweilen einen derben Stoß gab.

Es war indeß für Niemand ein Geheimniß,

daß Graf Flemming nicht wenig von ihr zu leiden hatte, aber sein Geschick mit einer wunderbaren Ergebung trug. Seine ehelichen Verhältnisse machten in seiner von Verdüsterungen, wie fehlgeschlagene Hoffnungen, Unglücksfälle, Verluste zu sein pflegen, auffallend verschonten großen Carriere eine sehr starke Nachtseite aus. Seine erste Gemahlin, auch eine Fürstin Radziwil, hatte ihn gezwungen, in die Scheidung von ihr zu willigen, und man glaubte allgemein, daß er das Joch, das ihm die zweite Gemahlin auferlegte und ihm gelegentlich auf sehr empfindliche Weise fühlen ließ, nur deshalb mit so merkwürdiger Duldung trage, um nicht den Eclat einer zweiten Scheidung zu erleben. Ihm nicht günstige Polen meinten spöttisch, die Nemesis habe für so vieles Schlimme, das er ihrem Lande angethan, ihn nicht geringer bestrafen können, als eine Polin zur Frau zu haben, die ihm über den Kopf gewachsen und durch eine Menge von Capricen das Leben schwer mache.

König August war ein großer Liebhaber jener kleinen Soupers, deren Theilnehmer, wenn man den Ausdruck gestatten will, sich en négligé zusammen fanden, das heißt, ohne die Formen der Etikette weiter zu beachten, als die gewöhnlichen Rücksichten des Anstandes verlangen. Diese kleinen

Soupers nahmen bei König August ganz dieselbe Stelle ein, wie bei seinem preußischen Nachbar das Tabakscollegium, bei welchem Tabaksqualm und die Ausdrucksart in der Unterhaltung meist auf einer und derselben Stufe standen.

Der Unterschied war demnach ein sehr verschiedener, weil er sich im Individuellen begründete. König August, der Repräsentant verfeinerter Sitte und einer neuen Zeit, trug, ohne poesiereich zu sein, in seinem ganzen Wesen einen poetischen Durchhauch, der auf alle seine Genüsse überging, und ihnen daher auch das Gepräge eines poetischen Glanzes lieh. Blieb auch bei den kleinen Soupers der Zwang der Etikette fern, so bewegte sich doch die Unterhaltung in den Schranken einer Mäßigung, die nur hie und da die Schaumperlen der frivolen Gesinnungen der Theilnehmer auf kurze Momente bemerken ließ. Selbst im wildesten Treiben der großen Gelage vergaß August nie, daß er König sei, immer schienen ihm die üblen Beispiele, welche seine erlauchten Ahnen, die beiden Christiane und Johann Georg I. in der Zechlust gegeben hatten, vor Augen zu stehen und flammende Warnungstafeln für ihn zu sein. In schwierigen Fällen, wo ihm diese flammenden Mahnungen doch etwas im

Gedächtniß erloschen sein mochten, erinnerte er sich trotz des feurigen Geistes, der ihn über die Schranken der Mäßigkeit hinausgeführt hatte, doch noch im letzten Augenblicke, daß sein Beispiel das eines Monarchen sein müsse und diese rechtzeitige Erinnerung rüstete ihn dann mit jener geistigen Willenskraft aus, die ihn zum Herrn seiner Selbst und zum Gegenstand der Bewunderung Anderer machte, denen alle Energie verloren gegangen war. Ein solcher Moment kräftigster Selbstbeherrschung hatte an seinem Hofe einen gewissen Ruf erlangt. Bei einem von Flemming gegebenen militärischen Feste auf einer großen Wiese bei Laubegast (Pillnitz gegenüber) waren dem Bachus so gewaltige Ovationen gebracht worden, daß bei Ende des Festes der König und seine damalige Gunstdame, Gräfin Dönhoff, sehr unsicher im Sattel saßen, als der Heimritt begann. Des Königs feuriges Roß, einer unrichtigen Zügelführung ungewöhnt, stieg kerzengerade in die Höhe und überschlug sich mit seinem Reiter, dem sogleich einer seiner starken Läufer unter die Arme griff. Man bestürmte ihn mit der Bitte, sich in einen seiner Wagen zu setzen und Gräfin Dönhoff, die fast ein gleiches Schicksal wie er gehabt hätte, wenn nicht ein Cavalier sie im Fallen

aus dem Sattel in den Armen aufgefangen hätte, drang in ihn, ihrem Beispiele zu folgen und den sicheren Sitz im Wagen anzunehmen. „Lassen Sie mich, Madame, ich kenne mein Pferd, bemühen Sie sich nicht mich vom Nachhauseritt abzuhalten," antwortete August mit aller Galanterie und schwang sich ohne jegliche Unterstützung auf sein wieder aufgerichtetes Thier, das ihn, begleitet von seiner Chevaliergarde und dem ganzen Hofe, in Galopp nach Dresden trug.

Außer dem Könige und der Gräfin Orselska, die Beide in Sänften sich hatten zu dem Souper tragen lassen, um am grünen Donnerstage nicht durch ihre vor Flemmings Palais vorfahrende Equipagen Aufsehen in der Stadt zu erregen, waren nur noch ein paar Cavaliere und zwei Damen gegenwärtig. Das Souper war beendigt, man hatte die Tafel verlassen, und sich in anstoßende Piecen begeben. Fürstin Radziwil äußerte die sorgfältigste Aufmerksamkeit für alle Wünsche des Königs, der ihre Bemühungen erkennend, gütig gegen sie bemerkte: „Madame, Sie überhäufen Mich mit so viel Zeichen einer Liebenswürdigkeit, die Mich den Himmel zu danken aneifert, daß er in Gestalt schöne Frauen uns Männer im Voraus auf die Glück

seligkeit hinweist, die uns dereinst Jenseits im Umgange mit den Engeln bevorsteht."

„Ach, Majestät," nahm die Fürstin lächelnd das Wort . . . „es ist nur Schade, daß wir Frauen als solcher himmlischer Vorgeschmack das Unglück haben, zu altern und zu sterben."

„Ich halte das gerade für ein Glück!" rief die Orselska. „Ha, wenn ich zu Rathe gezogen würde, wie es mit uns Frauen auf Erden zu halten sei, ich würde eine andere Ordre geben, als sie jetzt in Bezug auf uns besteht."

„Und welche?" fragte der König.

„Ich würde sagen: lebt und sterbt jung im Arm der Liebe, das Alter soll euch nichts anhaben."

„Wahrhaftig, sie hat recht!" rief August. „Im Arm der Liebe sterben, heißt nichts Anderes als einen Himmel mit den andern vertauschen. O, Anna versteht es, ihre Ordres zu meiner Zufriedenheit zu ertheilen."

Flemming lachte hell auf und behauptete, sie habe einen Ausspruch zu Tage gefördert, dem sich wie dem Rechte der Advokaten verschiedene Nasen drehen lassen, wenn man nur wollte. Es käme immer und vor allen Dingen darauf an, was eigentlich unter Liebe zu verstehen sei, denn der Begriff

„Liebe“ komme ihm vor wie ein Haus, das viele Thüren habe.

„Ja, Excellenz, es mag so sein; aber Sie werden mir beipflichten, daß nur Feldmarschälle die Verpflichtung über sich genommen haben, ihr Augenmerk im Voraus auf Hinterthüren zu richten, während wir Frauen bloß in äußerster Noth uns nach solchem Hilfsmittel umsehen.“

Der König applaudirte lachend. „Flemming, der Stoß saß!“ rief er heiter. „Mit dieser Fee binde ja nicht an, sie ist resolut und parirt trefflich Aug in Auge.“

„Ich glaube nur, ich werde das Glück haben, gelegentlich die Scharte auszuwetzen, und bitte meinen königlichen Herrn für den Fall im Voraus, mir den Applaus allergnädigst zu überlassen.“

Dabei streifte sein Blick so hämisch über die Orselska hin, daß diese nur mit Mühe eine Anwandlung von Schreck zu unterdrücken vermochte. Sie empfand in diesem flüchtigen Blicke etwas, das sich wie die Freude eines Triumphs deuten ließ.

Glücklicherweise bemerkte der König nicht, daß seine geliebte Orselska einem solchen unangenehmen Gefühle unterlag, indem Flemmings Gemahlin gegen ihn äußerte, es müsse sich der Mühe verloh-

nen, die Eigenschaften, wie man lieben und wie man nicht lieben solle, nach den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationalitäten zu specificiren. Die Dame hatte damit bei dem Könige eine seiner Liebhabereien angeregt, er liebte Wortspiele und dergleichen Tändeleien ungemein, besonders wenn sie nicht zu den allgewöhnlichen Unterhaltungsstoffen zählten und die Theilnahme anderer nicht ausschlossen.

„Gut, Madame, gut, registriren wir das Capitel, wie man lieben und wie man nicht lieben soll, nach den preis- oder tadelnswürdigen Eigenschaften verschiedener Nationen und Völker," stimmte König August bei. „Es wird Niemand Schwierigkeit machen, sich mit dabei zu betheiligen, denke Ich. Also: Ich beginne. Man muß lieben mit der Gluth eines Italieners."

„Mit der Treue eines Deutschen!" rief Flemming.

„Mit der Leidenschaft eines Polen," die Orselska.

„Mit der Biederkeit eines Ungars!" schalt Fürstin Radziwil ein, von der es hieß, sie habe früher ein sehr intimes Verhältniß mit einem ungarischen

Magnaten gehabt, das durch ihre Ehe mit Flemming gesprengt worden sei.

„Mit der Offenherzigkeit eines Tirolers," sprach der junge Graf von Wackerbart-Salmour.

„Mit der Galanterie eines Franzosen," lispelte Fräulein von Löwenthal.

„Mit der Entschlossenheit eines Spaniers," fügte die erst vor Kurzem zur Witwe gewordene junge Gräfin Promnitz zu.

Eine Pause folgte.

„Nun? Bose! weißt Du allein keine Tugend irgend einer Nation, die der Liebe günstig sein möchte?" fragte der König einen jungen Cavalier, der sehr nachdenklich sich wies, als ob er noch nicht mit sich selbst darüber im Klaren sei.

„Mit Ew. Majestät allgnädigster Erlaubniß möchte ich sagen: mit der Berechnung eines Juden," fuhr der junge Graf von Bose nach dieser Aufforderung rasch heraus.

Ein momentanes Staunen folgte, dann lachte der König, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Jeder am Hofe wußte, daß dieser junge Cavalier in einer gewissen unzertrennlichen Freundschaft mit den beiden Hofjuden Berendt Lehmann und Jonas Meyer stand, und seine Antwort also

nur ein Ausfluß seiner Erfahrung war, wie man geliebt werden müsse.

„Gut, Bose, es ist etwas daran,“ sprach König August sehr heiter. „Der Jude berechnet seine Zinsen, den Ertrag seiner Geschäfte, warum sollte er nicht in der Liebe auch ein guter Rechner sein, damit ihm kein Deficit über den Kopf wächst. Ich sehe schon, Bose, ich muß etwas für Dich thun, daß die Liebe mit der Deine jüdischen Freunde Dir zugethan sind, Dir etwas Luft läßt.“

„Majestät sind die Huld und Gnade selbst!“ rief der junge Schuldenmacher sehr glücklich.

„Nun aber die Kehrseite: wie man nicht lieben soll,“ hob der König an. „Ich beginne wieder: Mit dem Phlegma eines Engländers.“

„Mit der Kälte eines Russen.“

„Mit der Schlauheit eines Griechen.“

„Mit der Eitelkeit eines Chinesen.“

„Mit der Aufschneiderei eines Gasconiers.“

„Mit der Eifersucht eines Türken.“

„Mit der Tollkühnheit eines Tscherkessen.“

„Mit dem vergeßlichen Eigennutze eines Holländers.“

Dieses Licht- und Schattenregister, welches Schlag auf Schlag folgte und so Manches enthielt, was

von Personen, deren vorzüglichste Bestrebungen doch eigentlich nur darauf gerichtet waren, die Liebe nach allen Seiten hin und in allen Beziehungen aufs möglichste auszubeuten, sonderbar klang, war eben nur eine Spielerei mit Worten, ein kaltes Vergleichungsspiel, das weder einen Nachklang in den Herzen, noch im Gedächtnisse derjenigen zurückließ, die sich mit demselben beschäftigt hatten. Der König selbst war darin ein tonangebendes Beispiel.

Vor Kurzem, im Februar erst, hatte der Tod die schöne Aurora Königsmark, die Pröpstin zu Quedlinburg, aus der Zeitlichkeit abberufen und ... ihr ehemahliger königlicher Gunstherr fand sich nicht von der Erinnerung an die mit ihr verlebten schönen Freudentage bewogen, eine Summe zu ihrem Begräbnisse anzuweisen. Unbeerdigt stand ihre Leiche noch jetzt, wo beinahe zwei Monate nach ihrem Tode verflossen waren *). Nur die Gluth und Leiden-

*) Die Armuth, in welcher sie, die durch ein im großen Style geführtes Leben und durch Aufopferung der letzten Trümmer ihres Vermögens zur Unterstützung ihres Sohnes, Moritz von Sachsen, von vielen Schulden Belastete, starb, machte die Verschiebung ihres Begräbnisses nothwendig. Die Merkwürdigkeit, daß ihre noch alle Spuren einstiger Schönheit tragende Leiche unverwest blieb, nur erst in neuester Zeit sind ihre Züge verfallen — begünstigte das Aufschieben ihrer Beerdigung über Jahresdauer hinaus.

schaft der Sinne regierte an diesem glänzenden Hofe und bedingte natürlich, wenn sie erlosch, einen raschen Wechsel, um die eintretende Leere rasch wieder zu füllen und in der Lust des Genusses keine Pause zu lassen.

Das Wächterhorn unterbrach die Stille in den Gassen der Stadt mit der Verkündigung der vollendeten zehnten Stunde. Gräfin Orselska befahl ihre Sänfte. Der König bemerkte lächelnd, daß man nicht sagen dürfe, die wilde Anna sei kein frommes Gemüth, denn jetzt eile sie doch nur, um des morgenden Charfreitags willen sich frommen Andachtsübungen hinzugeben.

„Ich glaube nicht, daß mir dergleichen schaden könnten, Majestät," entgegnete die junge Gräfin lachend . . . „aber im Ernst, ich bin müde für heute und von Ew. Majestät Gnade überzeugt, daß Sie mir eine sanfte Ruhe wünschen?"

„Gewiß, Anna!" sagte der König herzlich . . . „Ich wünsche Dir Träume, die Dich in Mahomeds siebenten Himmel führen."

„Ach, die unglücklichen Mahomedaner!" scherzte die Orselska.

„Warum nennst Du sie unglücklich?"

„O, Majestät, haben wir Christen nicht ge-

nug zu thun, um uns nur in einen Himmel zu bringen! und sie haben die Arbeit für sieben auf sich, das muß entsetzlich sein!"

Unter Lachen und Scherzen schied sie, vom König und Flemming bis an die Treppe geleitet, auch die übrigen Damen und Cavaliere waren entlassen worden, nur der aus wenigen Personen, Heyducken und Läufer, bestehende niedere Dienst des Königs verblieb. Flemmings Gemahlin hatte sich zurückgezogen, nur der König und der General-Feldmarschall setzten ihre Unterhaltung fort.

Die in wenigen Tagen bevorstehende Abreise des Letzteren nach Wien, um dort zu sondiren und im günstigen Falle den Boden für das Project einer Theilung Polens zu bearbeiten, bot hinreichenden Stoff zu einer Besprechung zwischen Beiden, da es dem König sehr anlag, im Falle eines ihn plötzlich treffenden Todes seinem Sohne, dem Kronprinzen, mindestens einen Theil des großen Polenreiches, dessen Krone so ungeheuere Summen verschlungen, zu retten, was nur dadurch geschehen konnte, wenn er zwei Bundesgenossen besaß, die dessen Anspruch auf dies Erbe zu ihrer eigenen Sache zu machen gezwungen waren. In dieser so wichtigen, das Familien-Interesse des Königs besonders betreffenden

Angelegenheit hörten sie plötzlich die im Vorzimmer stehende Glockenspieluhr ihre gewöhnliche Stundenmelodie abwalzen.

„Sie hat oft närrische Einfälle," sagte Flemming . . . „gerade so närrisch, wie ich."

„Wie Du? was willst Du damit sagen?"

„Hm, nichts als eine Thorheit, die mich aber wie ein Alp drückt."

„Heraus damit!

Flemming sagte, daß ihn der zeitige Aufbruch der Gräfin Orselska als etwas ganz ungewöhnlich Erscheinendes beschäftige. Sie habe von Müdigkeit gesprochen. „Sollte sie sich krank fühlen?" fuhr er fort... „es klingt sonderbar, eine junge Dame von solcher kräftiger Gesundheit von Müdigkeit sprechen zu hören."

„Ja, ja, Du hast recht," stimmte der König, augenblicklich in große Unruhe versetzt, bei.

„Und wenn es nicht die Anwandlung eines wirklichen Unwohlsein ist, die sie mit Mühe vor Dir, Bruder August, verbarg, um Dich nicht zu ängstigen, was wäre dann die Bedeutung ihrer Eile?"

„Du glaubst... ein Geheimniß verstecke sich dahinter?" fragte der König mit gepreßter Stimme

und ihn beim Arm ergreifend, rief er: „Flemming, glaubst Du das wirklich?"

„Was kann ich wirklich glauben!" entgegnete dieser... „es beunruhigt mich nur, sage ich. Doch haben wir nicht die Ueberzeugung in der Hand, wenn wir sie nur haben wollen! eilen wir hin, Bruder!"

„Narr!" rief der König... „wenn sich wirklich ein Geheimniß dahinter verborgen hielte, so würde sie Zeit genug gewinnen, um es noch ganz gut zu verstecken, wenn sie erführe, daß wir kommen."

„Dies ist unmöglich, weil ich die geheime in ihre Zimmer führende Drehthüre kenne, da das Palais ja mein war und ich nicht selten diesen Schleichweg benutzte, um plötzlich da zu sein, wenn man mich nicht vermuthete oder um mich ungesehen zu entfernen, wenn man mich anwesend wußte. Niemand als ich und Peter, mein Kammerdiener, weiß von dieser Passage. Gräfin Anna hat kein Wort vom Vorhandensein dieses geheimen Ein- und Ausganges erfahren, als sie nach mir das Palais bezog."

Der König stand unentschlossen, die Farbe wechselte in seinem Antlitze, er kämpfte sichtbar

gegen den schlimmen Verdacht; aber seine Eifersucht überwog das Vertrauen zu Anna, sie wuchs riesig schnell in ihm auf. „Einen Mantel, Flemming! Du führst mich den geheimen Weg, ich will klar sehen!“ rief er dann fest, während seine Hände sich ballten und seine breite Brust stark auf und nieder wogte, als würde sie von der Last von vielen Centnern bedrückt.

Wenige Minuten später schritt er an Flemmings Seite die im fahlen Mondlicht ruhig und still wie ausgestorben liegende Moritzstraße hinauf.

Viertes Capitel.

Unerwarteter Besuch bei Nacht.

Als der Portier auf Flemmings leises und vorsichtiges Anklopfen das Thor des Palais öffnete, fühlte er sich fest an der Brust gefaßt und hörte sich die Worte zugeraunt: „Keinen Laut! Se. Majestät der König und ich, der General-Feldmarschall Flemming, sind es!“

Das Licht der in Mitte der weiten von riesigen Pfeilern getragenen Thorhalle hängenden Laterne bestätigte das Gesagte, der Portier erkannte beide Herren. Es war unmöglich, daß ihnen der Schreck des Mannes entgehen konnte, er zitterte an allen Gliedern.

„Seit wann ist Er so schwach geworden, daß Er wie ein armer Sünder bebt?“ fragte Flemming hart.

„Die Ueberraschung, gnädiger Herr,“ stammelte der Gefragte.

„Hundsfott! heraus mit der Sprache!"

„Rede, Mensch!" befahl der König.

„Ein junger Herr . . . ach mein himmlischer Vater, ich komme um den Dienst . . . ein junger Herr ist oben bei der gnädigen Gräfin und . . ."

Flemming fühlte seinen Arm von des Königs krampfhaft sich zusammenballender Hand fast zerquetscht; aber er behielt trotz der furchtbaren Schmerzempfindung doch die nöthige Besinnung, um dem Pförtner ein: „Genug, es ist genug!" zuzuherrschen, dann wendete er sich zu seinem von der Leidenschaft der Eifersucht wie vom Fieber durchschauerten Herrn, flüsterte diesem einige Worte zu und nach dem an den Portier gegebenen Befehle: „Er läßt keinen Menschen aus dem Palais auf Befehl Sr. Majestät des Königs!" schritt er an der Linken des Letzteren, anstatt eine der beiden in gewundener Form sich zum ersten Stockwerk erhebenden prächtigen Freitreppen hinaufzusteigen, in einen düsteren zu den Parterrelocalen führenden Gang und geleitete den in schweigendem Zorn und Schmerz verharrenden König aus demselben eine Seitentreppe hinan.

Eine dem Auslöschen nahe Wandlampe gab kaum so viel Hellung, daß Flemming einige ihm kenntliche Zeichen an der Wand des Treppensaales,

an den die Zimmer der Gräfin stießen, erkennen konnte. Fast wäre Beider Mühe, die hier befindliche Drehthüre zum Weichen zu bringen, vergeblich gewesen, die lange Nichtbenutzung hatte deren Angeln verrostet, doch endlich gab sie mit einem quitschenden die tiefe Stille widerlich durchschrillenden Ton ihren Anstrengungen nach, sie traten in das Schlafzimmer Annas, welches von einer einzigen Kerze erleuchtet war.

Der unangenehme schreiende Ton bei dem gewaltsamen Aufdrücken der Drehthüre schien die Aufmerksamkeit der im Nebenzimmer Anwesenden erregt zu haben, nach einer kleinen Pause ließen sich leichte Schritte nach der in das Schlafcabinet führenden Verbindungsthüre vernehmen, sie wurde jedoch von Flemming rasch geöffnet und der König trat auf die Schwelle derselben.

Wie von einem Blitzstrahl getroffen stand Gräfin Anna wenige Schritte von ihm entfernt und der Jagdjunker Egon von Werthern an einem vor einem Divan stehenden Tische, auf welchem die ruhig brennenden Kerzen eines dreiarmigen Leuchters das nicht zu große Gemach vollständig erhellten. Nur von Egons Lippen waren die Worte des tödtlichsten Erschreckens: „des Königs Majestät!“

hörbar, die Gräfin selbst schien die Sprache verloren zu haben, ihr Blick haftete wie erstarrt auf den beiden in der Thüre verweilenden Gestalten.

Nach einer Pause, in welcher sein Auge zornvernichtend auf dem Jagdjunker ruhte, sprach der König mit dem Ausdrucke des Hohns: „Ich habe freilich nicht gewußt, daß Ihrer Müdigkeit, Gräfin, durch solche angenehme Gesellschaft abgeholfen wird, und bin entzückt über diese Entdeckung."

Es bedurfte nur dieser spöttischen Ansprache, um den Schreck, von dem sich die Gräfin so unwillkürlich überrascht gesehen hatte, wie eine zerbrochene Fessel von ihr abzustreifen. In gleichem Zorn wie der König rief sie: „Sire, ich aber bin nicht entzückt, daß Sie in Begleitung des Teufels bei mir erscheinen."

„Viel Ehre, meine Gnädige . . . . dies Prädicat hat auch sein Gutes," lächelte Flemming.

„Sie sollen künftig die Sicherheit genießen, nicht mehr durch die Besuche dieses Menschen zu so unschicklicher Zeit Ihre Ruhe gestört zu sehen," redete der König und ein gebieterisches „Hinaus!" folgte, dem Jagdjunker geltend, seinen an Anna gerichteten Worten.

„Bleiben Sie, Herr von Werthern!" rief die

Letztere, der die ganze Resolutheit ihres Charakters in diesem verhängnißvollen Augenblicke zurückkehrte. „Bleiben Sie, ich habe hier zu befehlen, nur ich, die schwer Beleidigte, denn daß man Sie gerade jetzt hier bei mir findet, ist noch kein Beweis eines Verbrechens von meiner oder von Ihrer Seite. Verbrechen findet nur Derjenige ... und bei diesem Worte traf ihr Blick so durchbohrend auf Flemming, daß, hätte er die Spitze eines Dolches gehabt, das Herz des General-Feldmarschalls seinen letzten Pulsschlag gethan haben würde ... „dessen ganzes Leben ein fortgesetztes Verbrechen ist!“

„Gräfin!“ mahnte August, wankend in seiner Ansicht, sie straffällig zu wissen.

„Majestät,“ nahm Anna rasch das Wort, als sie in seinem Tone die zweifelvolle Unsicherheit hinsichtlich des sie betreffenden Verdachtes bemerkte ... „ich beanspruche Ihre Gerechtigkeit, nichts weiter, ich weise im Voraus jede Gnade ab, die an Stelle meines Rechtes treten könnte. Hier ist meine Rechtfertigung, lesen Sie, Sire, oder lassen Sie ihn lesen, der mein Feind ist und Ihnen die Aussicht eröffnet hat, hier die Entdeckung eines interessanten Geheimnisses zu finden.“ Bei diesen Worten nahm

sie ein in Briefform gebrochenes Billet vom Tische und überreichte es dem König.

„Was soll das?" fragte dieser.

„Das Geheimniß zwischen mir und diesem enthüllen;" sagte sie ruhig auf Egon deutend.

„Lies!" befahl König August seinem Premier.

Flemming nahm es mit einer Verbeugung und schritt an der Gräfin vorüber dem Lichte zu. Ein feines Lächeln umspielte seinen Mund als er an ihr vorbeiging, sein Gesicht wies auch nicht die geringste Spur von Aerger, im Gegentheil lag darin ein Ausdruck großer Zufriedenheit, als wenn er sich über die Wendung, welche dieser unangenehme Auftritt genommen, recht aus vollem Herzen freue. Nach einer Weile begann er zu lesen:

„Mein theurer Freund!"

„Sie wähnen mich auf der Reise in meine Heimath Polen und ich bin noch in Ihrer Nähe. Diese Zeilen werden Ihnen ein verabredetes Geheimniß, ohne dessen Erfüllung mein Leben ein sehr elendes sein würde, entschleiern. Meine Liebe zu Elisabeth ist ein so wesentlicher Theil meines Selbst, daß, wenn ich sie aufgeben sollte, ich meine Seele aufgäbe. Der vom König mir zugedachten Verbindung mit Gräfin Lynar ..."

„Wie? Xaver von Pradlinski ist der Schreiber dieser Zeilen?“ fragte der König überrascht.

Anna nickte schweigend, Ja.

„Flemming, weiter!“

„Zugedachten Verbindung mit Gräfin Lynar, wie der Heirath mit dem Geheim-Secretarius Born, zu welcher man meine geliebte Elisabeth zwingt, muß zuvorgekommen werden,“ las jener weiter. „Elisabeth ist entschlossen mit mir zu entfliehen. Daß ich bereits seit drei Tagen fort auf Urlaub bin, wird die Spur, die man sonst haben könnte, unmöglich machen. Ich will Elisabeth in einem kleinen schlesischen Städtchen unterbringen. Ich bedarf Ihrer Hilfe, mein theurer Freund und von Ihrem Herzen bin ich sicher, sie gewährt zu sehen. Begeben Sie sich morgen beim Einbruch des Abends in die Nähe des Hauses des Ober-Hofpredigers Dr. Marperger, Elisabeth wird aus der Thüre treten, geleiten Sie sie mittelst eines Kahnes hinüber ans rechte Elbeufer, wo ich in der Herberge „zur stillen Musik,“ kaum zwei- oder dreihundert Schritte vor der Prießnitzbrücke, Sie mit ihr erwarte. Ich zittere vor Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ich sie, die mir Gerettete, in meine Arme schließen werde. Erlaubt es Ihre Zeit, so machen Sie am morgenden

Nachmittag . . . da es gerade der Charfreitag ist, sind Sie wahrscheinlich dienstfrei . . . einen Spazierritt nach der genannten Herberge, wo ich gleich nach Mittag eintreffe, wir können da noch mehr und ausführlich darüber sprechen. Ich werde nie mehr nach Dresden zurückkommen. Der König ist ungerecht gegen mich, er . . . doch, wozu diese Klage! nur eine Person am Hofe ist vorhanden, die mich bei ihm rechtfertigen kann und es auch wird, weil sie natürlich fühlt . . . die Gräfin Orselska. Wenn Alles glücklich gelungen, dann entdecken Sie ihr mein Geheimniß. Auf morgen, auf morgen, mein Freund! . . . Gott lasse eine Glück bringende Sonne an diesem morgenden Tage mir aufgehen!"

„Ihr Xaver von Pradlinski." Eine lange Pause folgte. Der König war erstaunt, ein anderes Geheimniß statt des erwarteten zu finden und doch war es eins, bei dem er gewissermaßen betheiligt war. „Ein toller Streich!" rief er, „dieser Kammerjunker . . ."

„Versteht zu lieben, Sire," fiel Anna ihm rasch in's Wort. „Ist es ihm als Verbrechen auszulegen, daß er nicht nach Commando lieben, daß er das Glück seines Herzens selbst sich suchen und da er es ge-

funden, auch mit beiden Armen, mit ganzer Seele es sich festhalten will?"

„Nun, Gräfin, wie Ich sehe, hat er an Ihnen eine sehr beredte Vertheidigerin," entgegnete König August.

„Können Ew. Majestät gegen Sich selbst sprechen?" rief Anna. „Ah, wer ist es denn, der der Welt das Beispiel gegeben hat, daß die Liebe das einzige heiligste Kleinod eines Königs sein kann? Sire, Sie können sich unmöglich selbst verdammen und in der Leidenschaft des Kammerjunkers ein Vergehen erblicken, dem keine Entschuldigung zur Seite stünde! Und daß ich es bin, welche für ihn spricht, ei nun, Majestät, ich denke, ein gewisses Recht zu haben, ihm beizustehen."

Der König, welcher diese Anspielung sehr wohl verstand, entgegnete lächelnd, denn der Zorn seiner Eifersucht war nun verschwunden: „Beruhigen Sie sich, Anna, ich verdamme ihn nicht; aber ich darf den tollen Streich nicht geschehen lassen. Man muß diesen Liebeshandel auf eine andere Art zu erledigen suchen. Bedenken Sie selbst, welches Aufsehen würde es in der Stadt machen, wenn aus des lutherischen Ober-Hofpredigers Hause ein Mädchen verschwände! Nur geringe Anlässe, nur Ver-

muthungen bedürfte es, um das bigotte Volk zu dem unseligen Wahne zu treiben, es sei zum Zwecke der Bekehrung vom Lutherglauben zur katholischen Kirche entführt worden. Der Glaubenshaß ist deshalb die schändlichste aller Leidenschaften, weil er die Sinne verwirrt und die Vernunft mit Riegeln absperrt. Als Sie nach Dresden kamen, Anna, haben sie die Kanonen noch auf dem Altmarkte aufgefahren gesehen, um den Haß der Lutherischen gewaltsam in die Schranken der Ruhe zu bannen, jeden Aufruhr von Seiten des Pöbels unmöglich zu machen, wer bürgt dafür, daß aus dieser von Pradlinski beabsichtigten Entführung nicht ein neues Unheil entstehen werde? Ja, es ist eine solche Voraussicht eher mit Gewißheit anzunehmen, als sie für undenkbar zu halten. Das in Rede stehende Mädchen ist die Tochter des unter Henkershand zu Thorn gefallenen Präsidenten Rösner. Einer der letzten Wünsche Meiner höchstseligen Gemahlin, die von ihrem Seelsorger mir mitgetheilt wurden, bestand darin, diese Verwaiste, der sie an ihrem Hofe zu Pretzsch eine Freistatt gegeben hatte, in Dr. Marpergers, des Ober-Hofpredigers Hause, untergebracht zu wissen, um daselbst vor jeder Verführung sicher zu sein, und dieses Haus erst als die Ehefrau

des Geheim-Secretarius Born zu verlassen. Diesem Wunsche meiner höchstseligen Gemahlin habe ich entsprochen, ein von mir dem Mädchen ausgeworfener Jahresgehalt sichert es vor jeder Sorge."

Der König ließ eine kurze Pause eintreten. Es war recht sichtbar, daß der Ausdruck eines unangenehmen Gedankens oder einer widerlichen Erinnerung ihm in's Gesicht trat. Als er weiter sprach, wurde es klar, was ihn verdüstert hatte. „Könnte Ich den furchtbaren Bluttag von Thorn ungeschehen machen, Gott ist mein Zeuge, ich würde es! es wäre die beste That Meines Lebens!" rief er. „Jetzt aber kann Ich verhindern, daß Schlimmes geschehe, Ich kann und will es!"

„Die Vorsicht gebietet dies," stimmte Flemming bei. „In den Augen des Volkes gilt dies Mädchen als die Tochter eines Martyrers und ist somit ein Gegenstand, den nicht nur Alle kennen, sondern der auch durch den Aufenthalt in Dr. Marpergers Hause als besonders beachtenswerth vor Aller Augen hingestellt ist."

„So ist es! so ist es!" sprach der König . . . „diese Flucht darf nicht stattfinden. Diese Sache muß auf andere Weise arrangirt werden." Hierauf wendete er sich ausschließlich zu Egon und verlangte

von demselben näheren Aufschluß über Xavers Liebe zu Elisabeth. Während der Jagdjunker dem Könige nach seinen besten Kräften Erklärung gab, nahte sich Flemming geräuschlos der Gräfin Orselska und flüsterte ihr wie im Vorübergehen scherzend zu: „Sollte unter den französischen Komödianten Sr. Majestät eine Vacanz für schlaue Soubretten eintreten, werde ich Sie, Mademoiselle, in Vorschlag bringen. Ich glaube dann gewiß Ihrer Freundschaft versichert sein zu dürfen."

„Ich zweifle, daß es möglich sein dürfte, die Verachtung gegen Sie in eine solche Allianz mit Ihnen umzuwandeln," antwortete Anna eben so leise.

Flemming warf einen prüfenden Blick nach seinem königlichen Herrn und da er dessen Aufmerksamkeit auf Egons Erklärung bemerkte, wandte er sich schnell zur Gräfin und raunte ihr lächelnd zu: „O doch, meine schöne Gnädige! unmöglich ist nichts. Meinen Sie nicht, daß ich der Scene hier eine ganz andere Wendung geben könnte, wenn ich von gewissen kleinen Billets sprechen wollte, die Sie an einen gewissen Jemand befördern lassen, der von Ihnen entzückt ist?"

Dabei stierte Flemmings Blick sie so durch-

bohrend an, daß Anna unter der Furchtbarkeit dieses Blickes sichtbar erzitterte. Im Nu, als er diese Wirkung bemerkte, sagte er mit großer Freundlichkeit: „Verrathen Sie sich nicht dem Könige gegenüber. Ich schweige, aber . . . ich erwarte, daß Sie nun Grund genug gefunden haben werden, des schweigenden Teufels Freundin zu werden.“

Ohne Umstände ergriff er ihre Hand wie ein lang bewährter Freund.

Der König blickte zufällig nach ihnen und da er die Widerstandslosigkeit Annas bemerkte, mit der sie dem General-Feldmarschall ihre Hand ließ, fragte er sehr erheitert: „Versöhnung zwischen Euch?“

„Ja, Majestät, Himmel und Hölle oder wenn es besser klingt, Engel und Teufel wollen gute Freunde sein. Ich habe als reumüthiger Sünder die gnädige Gräfin um Verzeihung gebeten und sie hat mir in Gnaden vergeben.“

So hatte sich denn die anfänglich den schlimmsten Ausgang befürchten lassende Scene unerwartet gewendet. König August schied in Begleitung Flemmings und von Egon von Werthern, gefolgt von Anna Orselska, nachdem diese und der Jagdjunker das Versprechen geleistet hatten, bezüglich Pradlinskis Entführungsplan das tiefste Schweigen

gegen jedermann zu beobachten, damit demselben kein Wink zugehe, daß der König davon Kenntniß habe. Es war schon Mitternacht vorüber, als der König in seine Sänfte stieg und seine vier Läufer mit Fackeln zu seinem Geleite nach dem Schlosse bereit standen.

Flemming befand sich in der besten Laune von der Welt. Er fühlte sich so heiter, daß er, für den der Schlaf nie eine dringende Nothwendigkeit gewesen war, noch ein Billet an seine Cousine, Gräfin Przebendowska, schrieb, dessen Inhalt den Vorgang in der Orselska Palais schilderte, und ein zweites Billet an Gräfin Lynar, worin er dieser Dame den Trost gab, daß sie in einer vollkommenen Täuschung sich befände und das Geheimniß, welches zwischen Pradlinski und der Gräfin Orselska bestehe, keine Liebes-, sondern eine auf Polen bezügliche, also eine Staatsaffaire beträfe. Sie werde die beste Bürgschaft für die Wahrheit seiner Angabe darin finden, daß er ihr die Versicherung gäbe, Se. Majestät der König wisse um Alles und sie habe nichts von und für den Kammerjunker zu fürchten. Dem Billet an Frau von Przebendowska schloß er die in Berlin erbeuteten Billets der Orselska an den Kronprinzen Friedrich bei und sein zuverlässiger Kammerdiener

Hurtig besorgte am andern Morgen diese beiden Sendungen an ihre Adressen. Der General-Feldmarschall konnte sich seit langer Zeit nicht erinnern, einen so ruhigen Schlaf gehabt zu haben, wie in eben dieser Nacht.

Ganz anderer Ansicht war Gräfin Orselska. Sie hatte kein Auge zugethan. Die Ueberraschung des königlichen Besuches in der verwichenen Nacht hatte sie aus aller Sicherheit aufgeschreckt, in der sie sich selbst täuschend bis jetzt gewähnt hatte. Sie erkannte, daß sie hier einer Controle unterliege, von der sie bis zu dieser Stunde nicht das Mindeste geahnt und von welcher Art die Controle sei, hatten Flemmings leise ihr zugeflüsterte Worte verrathen. Der Gedanke, daß er in Kenntniß ihres Geheimnisses sei, warf ihr Angst in's Herz. Sie hegte gegen niemand einen so tiefen Haß als gegen ihn und sah sich nun abhängig von ihm, von seinem Schweigen. Dies Bewußtsein wirkte so übermächtig auf sie ein, daß Zornthränen ihr in's Auge traten. Von nun an sah sie sich zu seinem Geschöpf erniedrigt, die Waffe des Verrathes in seinem Besitze war furchtbar, weil sie im Voraus wußte, er werde sie schonungslos gegen sie in Anwendung bringen, sobald er es für geeignet halten werde. Jetzt war

der Aufenthalt am Dresdener Hofe ihr verhaßt, hier hatte sie nur immer zu fürchten.

In einem seiner Billets hatte ihr der Kronprinz Friedrich mitgetheilt, daß eine Vermählung seiner Schwester Prinzeß Wilhelmine mit König August in naher Aussicht stehe. Dieser Hinweis auf ein Ereigniß am Dresdener Hofe, durch das sie voraussichtlich die Demüthigung einer abgesetzten Gunstdame erlebte, mußte schon allein den bestimmenden Einfluß auf sie haben, bei nächster Gelegenheit sich von diesem Hofe zu entfernen, einer Erniedrigung sich zu entziehen, gegen die sich ihr Herz empörte und die von ihren Feinden mit Hohnlachen aufgenommen werden mußte.

In dies Gewirr von Zorn und Entrüstung drängte sich indeß immer die Frage: welchen Zweck verfolgte Flemming, als er den König zu dieser nächtlichen Ueberraschung zu ihr geleitete? Hoffte er ihre geheime Correspondenz, deren Vermittler Egon von Werthern war, zu entdecken? wenn dies seine Absicht war, so hatte er nur Ahnung von derselben, befand sich aber nicht in deren Besitze. Und doch deutete seine Rede, daß er genaue Kenntniß von ihren gewissen kleinen Billets an einen gewissen Jemand habe!

Sie fand hier keinen klaren Durchblick, nur Eins war ihr klar, daß das Glück sich sonderbarer Weise ihr günstig gezeigt hatte.

Sobald Egon ihr ein Billet unter Adresse „an Anna" zu überbringen hatte, so ... dies war das in den an sie kommenden Billets ihr angegebene Zeichen, daß sie ein solches zu erwarten habe ... zeigte sich in einem Fenster des ersten Stockes des ihrem Palais gegenüberstehenden Hauses der jüdischen Wechsler Berendt Lehmann und seines Compagnon Jonas Meyer, welches unter dem Namen „das Judenhaus" bekannt war, ein scharlachrothes Tuch liegen. Diesem Zeichen zufolge konnte sie sicher ein Billet erwarten.

Sie begriff schnell, daß es nur eine wohl überlegte Vorsicht sei, die sich in dieser stummen Anzeige aussprach und es doch vermied, die geheime Correspondenz durch die Hände der genannten beiden Bankherren gehen zu lassen, die beim sächsischen Hofe das größte Vertrauen genossen, indem Berendt Lehmann dem Könige unentbehrlich wegen der Beschaffung von Anleihen war, während Jonas Meyer, sein Compagnon, besonders die Juwelenlieferungen an die königlichen Gunstdamen besorgte und den Titel Hofagent und Generalproveditor führte.

Diese beiden dem sächsischen Hofe zuweilen die prächtigsten Feste gebenden jüdischen Bankiers würden jedenfalls zur Verweigerung sich veranlaßt gefunden haben, eine den Wünschen des Königs, der sie schützte und durch den sich ihr Reichthum mehrte, schnurstracks zuwiderlaufende geheime Correspondenz zu befördern, um das Signal mit dem rothen Tuche wußten sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, es ging sicher von einem in ihrem Wechselgeschäft angestellten Comptoiristen aus, der mit dem preußischen Gesandtschafts-Secretär Herrn von Bülow, in Verbindung stand.

Ehe Gräfin Orselska noch nach dem Palais Flemmings zu dem Souper sich begeben, wußte sie bereits, daß sie ein Billet vom Kronprinzen empfangen würde und darum fand sie den Vorwand großer Müdigkeit für passend, sich bald wieder nach Hause zu verfügen.

Egon harrte ihrer bereits in der Portierloge. Kurz vorher, ehe er auf die Einladung Herrn von Bülow's in das preußische Gesandtschafts-Hotel ging, hatte er zu seiner größten Ueberraschung durch Herrn von Pradlinski's Diener, den er mit seinem Herrn schon weit von Dresden auf der Reise nach Polen glaubte, das Billet erhalten, welches ihn zur Bei-

hilfe hinsichtlich der Entführung Elisabeths aufforderte. Er wußte nicht, was er thun sollte in diesem Falle, sein ehrlicher Charakter sträubte sich gegen die ihm angesonnene Unterstützung bei einem Unternehmen, das nur die Frucht der Leidenschaft war, er meinte sich eine schwere Verantwortung aufzubürden, denn die bürgerliche Geliebte konnte nie Xavers rechtmäßige Gemahlin werden und dann war ihre Zukunft eine verlorene zu nennen.

Als er der Gräfin den an sie adressirten Brief überreicht und sie denselben unter ihr Busentuch verwahrt hatte, bat er sie um ihren Rath in seiner, Pradlinski betreffenden Angelegenheit. Sie nahm Einsicht von dem seine Freundschaft zu Hilfe auffordernden Inhalt des ihr vorgelegten Billets und kaum hatte sie es wieder auf den Tisch niedergelegt, als der quitschende Ton der gewaltsam aufgestoßenen Drehthüre in ihrem Schlafcabinette sie überraschte und wenige Augenblicke später der König und Flemming eintraten. Nach Ueberwindung des fast tödtlichen Schreckes über diesen Besuch drängte sich ihr auch gebieterisch die Nothwendigkeit auf, durch die Benehmen Egon die Weisung für das seine zu geben. Es gelang und sie hätte sich des großen Triumphs, eine große Gefahr von sich und

dem Jagdjunker abgewendet zu haben, erfreuen können, wenn Flemmings ihr zugeflüsterte Worte nicht von solcher erschreckenden Wichtigkeit für sie gewesen wären.

Wie sie auch nachdenken mochte, für jetzt zeigte sich ihr kein Ausweg, der dämonischen Gewalt Flemmings zu entgehen und nur die Hoffnung blieb ihr, dies ins Werk setzen zu können, sobald sie den König begleitend zu Besuch nach Berlin reiste. In dem mit citissime bezeichneten Billet des Kronprinzen, beschwor sie dieser, der erst von dem Besuche König Augusts bei seinem Vater Nachricht erhalten, Nichts unversucht zu lassen, um den König dahin zu bestimmen, sie mit nach Berlin zu bringen, dann erst würde sich das Weitere, für das er jetzt schon Sorge trage, ausführen lassen. An dieser Hoffnung hielt sie fest und wenn etwas zu deren Unterstützung diente, so war es die Gewißheit, daß Flemmings Reise nach Wien, ihn, ihren bösen Dämon, vielleicht auf die Dauer von einem Monat oder darüber vom Dresdener Hofe fern hielt. Pradlinski's Schicksal kümmerte sie nicht und sie hätte auf dasselbe auch keinen Einfluß üben können.

Am folgenden Tag, dem Charfreitage, sah man vor der Hof- oder Sophienkirche unter einer Reihe

von Equipagen auch die vierspännige des Grafen Flemming halten. Als der Gottesdienst beendet war, begab sich der General-Feldmarschall in die Sacristei und hatte mit dem ehrwürdigen Ober-Hofprediger, Dr. Marperger, eine lange Unterredung unter vier Augen. Am Nachmittage aber fuhr ein festgeschlossener Wagen, über die Brücke kommend, von einigen Gardereitern geleitet in den Schloßhof ein. Egon von Werthern, der zufällig von einem Fenster des großen Hofes herab schaute, zog sich, von einem ihm durchfröstelnden Schreck erfaßt, schnell zurück, denn er hatte in dem Aussteigenden Herrn von Pradlinski erkannt.

Fünftes Capitel.

Abrahams Opfer.

Der Ober-Hofprediger, Dr. Marperger, war wie von heftigster Anstrengung erschöpft, nach Hause gekommen. Er fiel in den gepolsterten Sorgenstuhl und seine Ehehälfte, die in dieser Erschöpfung nur die Abspannung von der fast zwei Stunden lang von ihm gehaltenen Predigt zu sehen glaubte, eiferte: „Ist es denn nicht möglich, mein herzliebster Bernhard, daß Du Dich ein wenig mäßigen, ich meine ruhiger bei der Kanzelrede sein könntest? ich muß ja das Schlimmste für Deine Gesundheit befürchten. Wie Du blaß aussiehst! Wie ein aus dem Grabe Gekommener. Warte, warte, werde Dir gleich fünfzehn Tropfen von dem köstlichen Lebenselixir eingeben, das rafft die gesunkenen Kräfte wie im Nu zusammen.“

„Bleib!“ sprach der ehrwürdige Herr . . . „es ist nicht die Kanzelrede, die mich so hart angegriffen, sondern eine Nachricht, welche ich nie im Leben zu hören erwartet hätte.“

„Eine Nachricht? Du mein Gott . . . eine schlimme Nachricht und am heiligen Charfreitage! Was ist es denn?“

„Geh, ruf Frau Martha Keilhäuser her.“

„Eine Nachricht, die diese alte Frau betrifft? Das ist ja höchst wunderbar!“

„Rufe sie her!“

„Schon gut, schon gut . . . sie sitzt in der Küche und erzählt Deine Predigt haarklein der Magd.“ Die Frau Ober-Hofpredigerin begab sich aus dem Zimmer, um die Matrone herbeizurufen; obwohl sie sich nur dem Zwange fügte, zu gehorchen, denn es schien ihr weit ersprießlicher, wenn sie zuerst erführe, was Frau Martha angehe.

Dr. Marperger, der sonst sogleich, wenn er nach Hause kam, seinen schwarzen Priesterrock ablegte, dachte jetzt nicht daran, sich's häuslich bequem zu machen. Nachdenklich hin und her gehend, durchmaß er das Zimmer und dann stehen bleibend, faltete er die Hände über der Brust und rief: „Ich danke Dir, mein Gott und Herr, Du hast einen

schlimmen Schlag von meinem Hause gewendet, Du wolltest Deinen treuen Diener nicht dem Gespötte der Bösen und der Lästerer preisgeben. Ja, der Psalmist hat recht, wenn er singt: denn er decket mich in seiner Hütte zur bösen Zeit, er verbirget mich heimlich in sein Gezelt, und erhöhet mich auf einen Felsen. Ja, Herr, mein Gott, Du hast mich erhöhet, indem Du meinen Augen das Schlimme offenbaren ließest, was über meinem Hause steht."

Dieser ehrwürdige Geistliche befand sich in einer sehr angeregten Stimmung, deren er nur mit Mühe Herr wurde. Sein sonst den Schimmer einer freundlichen Gutmüthigkeit tragendes Antlitz schaute jetzt düster aus, seine Stirn wies sich mit ernsten Falten bedeckt und doch zeigte sich der Ausdruck einer Trauer in seinem Blicke, welche seinem Ernste jenes Gepräge tiefen Kummers gab, das nur bei großen und gewichtigen Anläßen an Männern, die sonst die Vorfälle im Leben mit stoischer Ruhe betrachten und sich den klaren Ueberblick bewahren, sichtbar zu werden pflegt. Der Ober-Hofprediger schritt vor sich hinsinnend noch auf und nieder, als seine Ehefrau mit Frau Martha Keilhäuser eintrat.

Die Letztere ging auf ihn zu und rief seine Hand küssend, in der Ueberfülle der durch seine Predigt ihr zu theil gewordenen Erbauung die Worte Jesaia: „Ihr aber sollt Priester des Herrn heißen und man wird euch Diener unseres Gottes nennen; und werdet der Heiden Güter essen und über ihrer Herrlichkeit euch rühmen.“

„Das muß wahr sein, Frau Martha weiß immer in den Worten der heiligen Schrift zu reden, daß man sich schier schämt, die Eheliebste eines geistlichen Herrn zu sein und es ihr doch nicht gleich thun zu können!“ sprach die Frau Ober-Hofpredigerin.

„Ruhig, meine Lieben,“ hob der ehrwürdige Geistliche an . . . „ich habe von einer Sache mit euch zu reden, die mich fast wie ein Gewitterschlag getroffen, denn es war nahe daran, daß über mein christlichfrommes Haus der Spott hereinbrach, ohne daß ich oder ihr es verschuldet hättet.“

„Herr, Du mein Gott! Was ist denn geschehen?“ fragte die Frau Ober-Hofpredigerin in größter Angst und Frau Martha rief in ihrer gehobenen biblischen Stimmung mit den Worten Jeremiä: „Wie gehet es zu, daß Deine Ge-

waltigen zu Boden fallen und mögen nicht bestehen?"

„Der gnadenreiche Gott hat das Schlimme von meinem Hause gewiesen und ihm sei Lob und Dank dafür!" fuhr der Ober-Hofprediger in seiner Ansprache fort. „Vor Kurzem hatte ich eine Unterredung mit des Herrn General-Feldmarschalls Flemming Excellenz und ist mir da ein sehr trauriges Geheimniß kund geworden, das mir auf Befehl Sr. Majestät des Königs von des genannten Herrn Excellenz mitgetheilt wurde. Es betrifft eine in meinem Hause lebende Person, Jungfrau Elisabeth."

„Die Elisabeth?! O, das ist ja erschrecklich! Von der soll Schande auf unser Haus kommen?" erhob die Frau Ober-Hofpredigerin mit der schnell bei ihr zu Tage kommenden gehässigen Abneigung gegen die Genannte, sehr heftig ihre Stimme.

Frau Martha hatte in diesem Momente gar keine Fähigkeit, ihrem Schrecke Worte zu geben; aber desto sichtbarer war es, wie schwer diese Kunde auf sie gefallen war, denn ihre fleischlosen Hände klammerten sich an die Lehne eines nahestehenden Stuhles und aus ihrem eingefallenen Antlitz starrten die Augen so stier heraus, daß der Ober-Hofprediger einen Schauer empfand vor diesem stieren Blicke,

der dem gelähmten, bewegungslosen einer Todten glich, welcher die Augen noch offen stehen.

Er erzählte ihnen die ihm vom Grafen Flemming auf Befehl des Königs mitgetheilte Entdeckung des Fluchtversuchs Elisabeth mit dem Kammerjunker von Pradlinski und die zugleich daran geknüpfte Weisung, das Mädchen streng zu überwachen, nicht nur für den heutigen Tag, sondern auch für später, bis er, der Ober-Hofprediger, weiteren Bescheid in einer Sr. Majestät so unangenehmen Angelegenheit, welche nur allzuleicht, wenn ihr kein ernstliches Hinderniß entgegengesetzt werde, Anlaß zu Gehässigkeiten zwischen beiden Religionsparteien geben könne.

„Abtrünnig! sie ist abtrünnig!" kreischte Frau Martha und sank in die Kniee, denn dieser für ihren fanatischen Glaubenseifer so entsetzliche Gedanke raubte ihr gewaltsam allen Halt. Mit Mühe brachte der Ober-Hofprediger und seine Frau sie, deren Kräfte ganz zusammengebrochen waren, auf den nahen Sessel. Vor Frau Marthas durch die traurigste Bigotterie überspanntem Geiste stand kein anderer Gedanke als die Bedeutung des Wortes „abtrünnig," in ihrem verödeten, von jedem warmen Pulsschlage des Lebens ausgeschlossenen und nur dem schroffen, harten Hasse gegen die Katholiken offenen Herzen

tauchte keine Empfindung auf, die für die Abtrünnige in diesem Momente auch nur den schwachen Schimmer eines Mitleids getragen hätte.

„Abtrünnig!“ murmelte sie vor sich hin ... „das Kind ist abtrünnig von dem heiligen Glauben, für den der Vater gestorben unter Henkershand! Herrgott! Herrgott! Das konnte geschehen, das! und ich mußte es erleben, der er das Kind auf die Seele gebunden in der letzten Stunde seines Lebens! wie soll ich ihm jenseits entgegentreten! ... was soll ich ihm antworten, wenn er zu mir sagt: Du hast meines Kindes Seele verloren gehen lassen vor Deinen offenen Augen!“

„Frau Martha, hören Sie mich an,“ mahnte der Ober-Hofprediger. „Es ist noch nicht bestätigt und erwiesen, daß Elisabeth als eine bereits abtrünnig Gewordene zu betrachten sei, davon sprach des Grafen Flemming Excellenz kein Wort, wohl aber ist mit Ueberzeugung anzunehmen, daß, wenn ihr die Flucht gelungen wäre, sie in der Verblendung den Schritt gethan haben würde.“

„Und ihn gewiß noch thut, wenn und wann sich ihr Gelegenheit bieten wird,“ fügte Frau Martha hinzu. „Ihr kennt das Kind nicht, Ihr nicht, Keiner kennt es, nur ich, ich! das ist kein so ge-

wöhnliches Mädchen, das vor einer Gefahr zittert, selbst wenn es darin umzukommen fürchten muß, ich kenne es besser, ja ich. Das Kind ist schon verloren, ob es jetzt bereits in der That abtrünnig geworden oder ob es das erst werden soll... es hat kein Gedächtniß mehr für seinen Vater, der mit seinem Blute seines Glaubens Heiligkeit besiegelt hat und mit diesem aus des Kindes Seele entwichenen Andenken an den Martyrer ist auch die Liebe zu dessen heiligem Glauben entflohen!"

In dieser Aeußerung der greisen Frau lag so viel scheinbar Wahres, daß Dr. Marperger sich nicht getraute, ihr einen Widerspruch entgegen zu halten; die Frau Ober-Hofpredigerin benutzte diese bei ihrem Eheherrn bemerkte Unsicherheit der Meinung sogleich, um eine Frau Marthen bestimmende Aeußerung auszusprechen.

„O, da muß ich der Frau Martha ganz recht geben, wie leid es mir auch thut," hob sie eifrig an. „Ich kann mich nicht entsinnen, je von dem Mädchen ein Wort der Erinnerung an das schmerzliche Ende seines Vaters gehört zu haben und ich sollte denken, ein solches Andenken wie dies könne ein Kind, wenn es nicht über die Maßen leichtfertig ist, doch nicht so ganz und gar aus dem Ge-

dächtnisse verlieren. Von meiner Christiane bin ich's überzeugt, daß wenn mein Eheherr oder ich die Augen schließen sollte, sie den Verlust nicht vergessen würde bis an ihr Lebensende. Nun freilich, meine Christiane ist dafür auch eine christlichfromme Jungfrau und kann ich mit der Beruhigung aus dieser Zeitlichkeit abscheiden, daß ihr nie ein so sündhafter Gedanke wie der Jungfer Elisabeth in's Herz kommen wird."

Die Wirkung dieser Beistimmung der Frau Ober-Hofpredigerin machte einen tiefen sichtbaren auf Frau Martha, sie neigte wie nachdenkend das eingefallene fahle Gesicht auf die Brust herab und harrte im dumpfen Schweigen.

Dr. Marperger versuchte zur Beruhigung der Gemüther zu reden, aber er sah es gar wohl, daß jedes Wort in dieser Beziehung vergeblich sei; Frau Martha erwies ihm gegen ihre sonstige Gewohnheit keine Aufmerksamkeit, und seine Ehefrau erklärte ihm geradeheraus, daß sie es recht wohl erkenne, daß er in seinem geistlichen Berufe spreche und das christliche Mitleid für die leichtfertige Person anregen wolle, das sei recht gut und löblich von ihm, aber es gäbe doch Dinge und Vorkommenheiten, bei denen das christliche Mitleid gar nicht angebracht

und vielleicht eher ein großer Fehler wäre. Der Jungfer Elisabeth müsse man scharf zusetzen, das wäre hier das einzige Richtige und sie wolle doch lieber gleich mit Heiden und Abgötterern unter einem Dache wohnen, als mit einer so gottes- und ehrvergessenen Person, die vielleicht noch obendrein sich in's Fäustchen lache, daß sie Schimpf und Schande über ein geistliches Haus bringe. An ihr, der Sprechenden solle es nicht fehlen, der Jungfer Elisabeth einmal zu sagen, was sie, eine gute, fromme Christin und Ehefrau eines bei allen rechtschaffenen Lutheranern hochangesehenen geistlichen Herrn, von ihr halte."

„Schweige!" gebot der Ober-Hofprediger in so ernstlichem Tone, daß die schnellzüngige Ehehälfte offenbar davon erschrak. „Ich befehle Dir und der Frau Martha das unverbrüchlichste Schweigen gegen die Jungfer Elisabeth, ich verbiete Euch, ihr auch nur den geringsten Vorwurf zu machen. Fehlende und Sünder werden nicht durch schlimme Worte gebessert, sondern eher verhärtet. Es ist mein Amt hier einzuschreiten und ich werde es kraft meines heiligen Berufes. Ich dulde keinen Eingriff in meine Rechte als Priester des Wortes Gottes und als Herr im Hause." Und fast scharf und drohend fuhr er mit gedämpfter Stimme gegen seine Frau fort:

„Nur einmal konnte ich so schwach sein, der Zunge eines Weibes ein Recht in meinem Hause einzuräumen, das vergeben zu haben ich heute noch bitter bereue. Meiner einzigen Tochter Anblick erinnert mich täglich neu an diese meine Schwäche. Du weißt, Frau, was ich damit sagen will und weil Du das weißt, so verbiete ich Dir, der Elisabeth auch nur mit einem bösen Blicke zu nahe zu treten. Daß sie nicht vor dem Gedanken scheuet, dies Haus des Friedens mittels Flucht zu verlassen, daran trägst Du einen Theil Schuld, denn Du bist der Verwaisten, weil sie anderen Sinnes ist als unser Kind, keine Freundin, sondern eine Feindin gewesen."

Die Frau Ober-Hofpredigerin wollte Widerspruch erheben; aber ein strenges: „Schweige, befehl ich Dir!" schüchterte sie ein. Nach einer Weile redete der ehrwürdige Mann weiter:

„Des Herrn General-Feldmarschalls Excellenz ließen in der mir gemachten Mittheilung die Bemerkung mit einfließen, daß die Werbung des Geheim-Secretarius Born um Elisabeth dieser widerlich gewesen. Auch dabei haben wir uns einer Schuld zu zeihen, wir achteten nicht auf das Widerstreben des Mädchens und gar leichtlich kann der Gedanke einem verhaßten Zwange zuletzt unterliegen zu

müssen, den, sich einem solchen zu entziehen, erzeugt haben und verführerische Ueberredung von Seite des polnischen Herrn machten sie fähig zu dem Entschlusse, den sie gefaßt hat. So mangelt uns das Recht hart zu sein gegen sie, darum befehle ich Dir und Frau Martha Schweigen an gegen das Mädchen über dessen Vorhaben. Nur meine Sache ist es, diese traurige Angelegenheit mit der Jungfer Elisabeth selbst zu besprechen. Jetzt kennest Du meinen Willen und ich hoffe, Du wirst ihn respectiren."

„Aber es ist doch erschrecklich, mit einer Person zu Tische sitzen zu sollen, von der man weiß, daß ..."

„Dem ist leicht abzuhelfen," schalt der Ober-Hofprediger in ihren Redefluß ein. „Elisabeth wird das Mittagsmahl auf ihrer Stube halten, Frau Martha, hört Sie das?"

„O doch, doch!" antwortete die Greisin . . . „das ist eine schöne Stelle des Propheten Jeremiä: Gehe hinauf gen Gilead und hole Salbe, Jungfrau, Tochter aus Egypten; aber es ist umsonst, daß Du viel arzneiest; Du wirst doch nicht heil."

Der geistliche Herr blickte mit Mitleid auf die Sprecherin, dann sagte er zu seiner Frau: „Führe sie hinaus und erkläre ihr meinen Willen."

Die Frau Ober-Hofpredigerin, welche durch den Ernst

ihres Eheherrn aus ihrer aufbegehrenden Stellung in eine gehorchende gedrängt sich fühlte, wobei wahrscheinlich der ihr gemachte Vorwurf, die Ursache des freudelosen Daseins ihrer Tochter zu sein, von nicht geringer Wirkung gewesen sein mochte, verließ mit Frau Martha sein Zimmer. Diejenige, welche der Gegenstand dieser so schwerernsten Unterredung war, hatte keine Ahnung davon. Sie war mit Christiane aus der Kirche gekommen und diese beiden Mädchen befanden sich in Christianens Stübchen. Diese, ein recht frommes Gemüth, fragte: „Geht es Dir denn auch so wie mir, Elisabeth? Sieh nur, wenn ich in der lieben Gotteskirche sitze, und recht vom Herzen andächtig bin, da steigen manchmal so weltliche Gedanken wie Blasen in mir auf, daß ich vor mir selbst erschrecke. Ach, wenn's der Herr Vater Ehrwürden wüßte, daß, wie er so schön von den fünf Wundmaalen unseres Herrn Jesu Christi redete, und vielen Frauen die Thränen über die Wangen liefen, mich's, wie von einem bösen Geiste versucht, antrieb, der Frau Raths-Obereinnehmerin ihre schöne neue Haube mit den Lila Bändern zu betrachten! Wie ich mich bei dem ganz unchristlichen Gedanken ertappte, hätte ich fast geweint aus Kummer über mein unandächtiges Wesen."

„Die Haube der Frau Raths-Obereinnehmerin habe ich gar nicht gesehen," sagte Elisabeth.

„So andächtig bist Du gewesen? Wie glücklich Du bist! Solche schlimme Zerstreuungen kommen also nur mir ganz allein. Das ist doch recht traurig für mich!"

„Ich habe an ganz andere Dinge gedacht."

„Also doch! Gott sei Dank, da geht es mir doch nicht allein so. An was dachtest denn Du, Lisbeth?"

„Es ging mir so Manches durch den Sinn."

„O, glaub's schon, aber etwas wirst Du doch noch wissen von dem, was Du dachtest."

„Ja, etwas, das mich recht schmerzte. Wenn ich Dich nicht mehr haben werde!"

„Sogleich sterbe ich doch wohl noch nicht," bemerkte Christiane lächelnd . . . „wie kommst Du nur zu dem Gedanken?"

Elisabeth schien unwillkürlich ergriffen, sie legte den Arm um Christiane, zog sie fast heftig an sich und küßte sie herzlich auf die Stirne.

„Was das nun wieder ist! Ich werde aus Dir nicht klug, Lisabeth. Seit ein paar Tagen bist Du ganz umgewandelt, manchmal so fröhlich, daß ich alle Minuten denke, Du wirst laut aufschreien

vor Lust und dann bist Du wieder mäuschenstill und man sieht Dir es an, daß Du lieber weinen möchtest als ein Wort reden."

„Ja, ja, das ist so seltsam mit mir, ich weiß es selbst nicht wie?"

„Und auch Deine alte Martha meinte gestern, Du wärest jetzt anders wie früher, als wenn Du Dein Unrecht, Dich von ihr abzuwenden, einsähest."

„Die gute, alte Martha! Das hohe Alter hat sie ungerecht gegen mich gemacht, sie begreift die Jugend nicht. Ich habe mich nie von ihr abgewendet, nie; aber sie von mir; doch lieb habe ich sie von Herzen, Gott ist mein Zeuge, ich habe sie lieb und möchte nichts so sehr wünschen, als daß sie den traurigen Gedanken aufgäbe, mein Herz sei anders gegen sie als sonst geworden."

„Wenn Du ihr einmal eine recht große, große Freude machen willst, so fordere sie auf, von Deinem seligen Vater Dir zu erzählen. Sonst am Pretzscher Hofe, da hättest Du die Gewohnheit gehabt, oft davon zu sprechen; aber das sei mit der Zeit anders geworden, Du erinnertest Dich Deines Vaters mit keiner Silbe mehr."

Christiane ahnte durchaus nicht, wie tief ihre Rede in Elisabeths Herz einschnitt. Wie ein nicht

mehr gut zu machendes Verbrechen trat in diesem Augenblick ihr Entschluß zur Flucht aus diesem Hause unter dem Schutze eines Mannes, der seiner Religion und seiner Abstammung nach zu denen gehörte, die ihres Vaters Blut vergossen, vor ihre Seele und erschütterte sie so sehr, daß sie in einen Thränenstrom ausbrach, und wie erschöpft in einen Sessel sank. Christiane zitterte vor Schreck bei diesem Anblicke, sie nahm sie in die Arme, küßte sie, gab ihr süße Schmeichelworte und bat sie, ihr doch ja nicht zu zürnen, daß sie von ihrem seligen Vater gesprochen, sie hätte es ja gut gemeint und sie darauf aufmerksam machen wollen, wie sie der alten Martha eine Freude machen könne, denn es thue ihr herzlich leid, daß diese so übel von ihr denke.

Mit Bestürzung sah dies gute gealterte Mädchen, wie Elisabeth sich dem heftigen Schmerz, der sie so plötzlich überfallen und scheinbar niedergeworfen, gleichsam wie mit einem Ruck entriß, die Thränen aus den Augen und von den Wangen wischte und mit einer kraftvollen Erhebung sprach: „Es muß sein! Gott ist mein Zeuge, daß ich's nicht in schlimmer Absicht thue, nur zu meiner Rettung. Es mag sein, daß ich ein leichteres Blut habe, einen lebensfroheren Sinn, als viele Andere; aber schlecht bin ich darum

nicht, keine Unehre haftet an mir und wird je an mir haften und treu bleibe ich meinem Glauben wie meiner Liebe."

„Mein Himmel, Lisabeth, was redest Du da? ich verstehe Dich nicht," sagte Christiane ängstlich.

„Du wirst es, ehe der morgende Tag vorüber ist und dann, Du herzensgute Seele, verdamme mich nicht." Mit diesen Worten schloß sie sie in die Arme, sah ihr lange in die guten treuen Augen und sprach dann mit einem festen Tone, in dem die volle Ueberzeugung herausklang: „Nein, Du wirst kein verdammendes Urtheil für die arme Freundin haben!"

Sie ging in ihr Stübchen, die trauliche Stille daselbst gab ihr wieder die volle Beruhigung, die ihr lebensheiteres Naturell bedurfte, um den Sieg über alles das davon zu tragen, was sie beängstigte. Sie verhehlte sich keineswegs, daß mit der Ausführung ihrer Flucht eine unüberbrückbare Kluft hinter ihr sich aufthue, es nur dieses Schrittes bedürfe, um aus allen ihren jetzigen Verhältnissen herauszutreten, mit ihrer Vergangenheit zu brechen; aber sie fühlte jetzt den Muth, der auf Augenblicke von ihr gewichen, neu und stark in sich aufleben.

Ein Friede kam allmählich über sie, der sie be=

fähigte, an all' die Kleinigkeiten zu denken, welche sie mitnehmen wollte. Es waren die als Erbe ihr zugefallenen Pretiosen ihrer schon lange verstorbenen Mutter, ihr Eigenthum, und ein ihres Vaters Portrait enthaltendes Medaillon in Gold gefaßt und an einer goldenen Kette zum umhängen. In der Kapsel, die sein Bild trug, lag auch eine Locke von ihm, schneeweiß, wie sein Haar im Kerker geworden war. Auf ihrer Brust verbarg sie diese theuere Reliquie, sie sollte sie begleiten als schützender Talisman in einer unbekannten Zukunft.

An den Geheim-Secretarius dachte sie nicht, dieser Mensch besaß nichts, was ihn nur einer flüchtigen Erinnerung bei ihr werth gemacht hätte. In ihren Augen war er derjenige, der sie zu dem Entschlusse von hier zu fliehen, getrieben hatte, einem Leben an seiner Seite, das ihr wie eine Hölle erschien, mußte sie zu entrinnen suchen.

Die Magd kam und deckte den Tisch für sie. „Was soll das?" fragte Elisabeth erstaunt, denn sie konnte sich nicht denken, warum sie heute auf einmal vom Familientische verwiesen sein solle? — „S'ist heute Charfreitag," war die Antwort ... „Die Frau Martha wird der Jungfer Elisabeth das Essen bringen." — Es schien also Gebrauch im Ober-Hof-

prediger Hause zu sein, daß am Charfreitag, um die religiöse Sammlung des Geistes nicht zu stören, kein Familientisch stattfand, wenigstens glaubte dies Elisabeth und im Herzen war sie sehr froh wegen dieser Einrichtung einer wenn auch etwas sehr engherzigen Religiosität, denn dadurch blieb sie von der Gegenwart der Frau Ober-Hofpredigerin verschont.

Martha brachte das für diesen der Trauer und strenger Faste gewidmeten Tag sehr frugale Essen, welches nur in einer Suppe und Brod bestand. Die greise Frau wies dabei eine auffallende Feierlichkeit, als verrichte sie ein großes Werk; aber diese Stimmung fand Elisabeth in vollkommenster Harmonie mit ihrer überschwänglichen Religiosität. „Ach, meine gute Martha, es wäre mir lieb gewesen, wenn Du Deine Suppe gemeinschaflich mit mir genossen hättest!“ sprach Elisabeth gutmüthig.

Die greise Frau richtete sich hoch auf und antwortete mit feierlichem Tone: „Es stehet nicht geschrieben, daß Abraham mit Isak, seinem Sohne, gemeinschaftlich ein Mahl vor der Opferung genossen hätte.“

Das klang so seltsam, daß Elisabeth nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken konnte. „Nein, davon habe ich auch nichts gelesen,“ sagte sie beistim-

mend. Martha ging hinaus. Elisabeth sah ihr nach und sprach dann zu sich selbst: „Für die Martha ist es ein Unglück, daß sie in dies geistliche Haus gekommen ist. Bei der höchstseligen Königin Majestät, die doch eine wahrhafte Betsäule und eine Heilige aus dem Herzen heraus war, wies sie nichts von dieser erschrecklich finsteren Religiosität. Jetzt ist's gar aus mit ihr. O, Du arme Martha, wie kann Deine Frömmigkeit und Dein Bibelstudium Dir zum Heile dienen, wenn sie Deine klaren Sinne verwirren und Dir eine Eisrinde um's Herz legen!" — Des jungen Mädchens Gemüth besaß keinen Haß gegen ihre greise Pflegerin, obwohl zwischen Beiden sich die Unnatur einer verdüsternden und feindseligen Religiosität eingedrängt hatte und so wurde es demselben fast weh um's Herz, daß der heutige Tag der Scheidetag zwischen ihnen sein sollte und es beschloß, der alten Martha wenigstens einen Trost für ihr Andenken zu geben, damit sie nicht verzweifle unter der peinigenden Einbildung, die, welche als Kind sie gepflegt, immer mütterlich um sie besorgt gewesen und schwer von der Furcht um deren Seelenheil gebangt habe, könne eine dem väterlichen Glauben Verlorene sein.

Die Magd hatte den Tisch abgedeckt, Elisabeth

blieb lange allein, dann rief sie zur Thüre hinaus: „Martha!“

„Wird in der Schlafkammer sein, Jungfer,“ antwortete die Magd aus der nahen Küche. Dahin begab sich Elisabeth. Sie fand die Greisin auf den Knien im brünstigsten Gebete liegen. Verstehen konnte sie nichts, sie hörte nur ein fortwährendes Murmeln. Auf dem Tische lag das Gesangbuch und die Bibel aufgeschlagen. Sie wagte nicht, sie zu stören und blieb ruhig stehen, wartend bis Martha sich erheben würde. Dies geschah nach langer Zeit erst und unter Anstimmung ihres Lieblingsliedes: „O Ewigkeit, Du Donnerwort!“ Ein fast tödtlicher Schreck ergriff Frau Martha, als sie Elisabeth stehen sah; aber diese ließ ihr keine Zeit, um diesem überraschenden Gefühle einen Ausdruck zu geben, sie schloß sie in die Arme und ihr die tief eingefallenen Wangen streichelnd, redete sie ihr zu: „Du hast gewiß für mich mit gebetet, herzliebe Martha, ich weiß das schon, Du trägst mich immer im Herzen und wenn ich zuweilen in Deinen Augen auch als recht schlimm erscheinen mag, aber lieb bleibe ich Dir wie Du mir.“

Frau Martha's Blick verrieth eine große Verwirrung, Elisabeth deutete diese auf den im Herzen

der greisen Frau sich erhebenden Zwiespalt zwischen der Zuneigung zu ihr und der Strenge gegen sie. „Heute am heiligen Charfreitag mußt Du aber alles vergessen, was Dir an mir nicht recht ist, heute ist ja ein Tag, wo die Liebe sich so wunderbar verklärt hat, daß der Gottessohn selbst am Kreuze für uns gestorben ist. Könntest Du denn da noch Zorn behalten gegen mich? Komm, meine liebe Martha, in mein Stübel, erzähle mir da von meinem guten in Gott ruhenden Vater."

„Ja, ja, das will ich . . . das soll Dich heiligen, das ist eine Wegzehrung an solchem Tage!" rief die greise Martha und schritt an ihrer Seite in die Stube. Elisabeth führte sie zum Sessel und für sich selbst ein Fußbänkchen heranziehend, setzte sie sich der hochbejahrten Matrone zu Füßen, die ohne Zögern von den letzten Lebenstagen ihres Herrn, Elisabeths Vater, zu erzählen begann.

„Es war eine schlimme, stockdunkle Decembernacht, unheimlich wie die Zahl des Tages, den sie gebären sollte *). Vor dem Hause Deines Vaters lagerten die polnischen Kriegsknechte und johlten grauenvoll im Muthe der Trunkenheit dem Opfer

---

*) Der 7. December 1724.

entgegen, das ehe noch der kommende Morgen sein bleiches Haupt über die theils in Schreck und Angst, theils in der Wollust der Rache zitternde Stadt erhob, den letzten Athemzug gethan haben sollte. Wie der rothe Fackeldunst emporqualmte vor unserem Hause, so auch stiegen viele glühendrothe Nebelsäulen auf dem Markte zum schwarzen Nachthimmel auf, man zimmerte dort ein Schaffot für die ruchlose Blutthat. Schwarz wie die Nacht lag die tiefste Trauer auf uns, denn jede Viertelstunde führte den grauenvollen Augenblick, der unsern Herrn zum Tode geleiten sehen sollte, näher heran. Schon war alle Hoffnung einer Rettung verschwunden. Vergebens hatten die angesehensten Katholiken beim Fürsten Lubomirsky um Gnade gebeten und von der Schande geredet, die solche Rachethat an den Lutheranern über die Katholiken bringen werde, da galt aber keine Gnade, kein Recht, Blut wollte man vergießen, Ketzerblut, wenns auch schuldlos war, wer fragte darnach! Weinend hatten die Diener des Hauses schon Abschied genommen von ihrem gütigen Herrn, der durch den Genuß des heiligen Abendmahles versöhnt mit seinem Gotte nur noch die Kränkung empfand, daß ihn, in der letzten Stunde zu bekehren, die Jesuiten überliefen und ihn in der Ruhe des Ge-

müthes störten. Es waren aber auch Bessere unter dem johlenden Haufen vor dem Hause und von einem dieser Besseren kam uns die Kunde, es sei ein Bote von Warschau mit der Begnadigung der neun Todesopfer beim Fürsten angelangt *). Doch auch diese Hoffnung schlug fehl."

Die Greisin athmete tief auf. Ueber ihr gelbes Antlitz flog ein unheimlich Lächeln, die als dichte Runzeln sich ausdrückenden Züge verzerrten sich, und mit einem seltsamen Tone, der fast wie Spott klang, fragte sie die mit auf der Brust gefalteten Händen ihr zu Füßen sitzende Elisabeth: „Gelt, Kind, das ist ein schmuckes Histörchen?"

„Martha!" rief das Mädchen tief von diesem Hohne verletzt und wollte sich erheben. Im Gesicht der greisen Frau zuckte es wie Wetterleuchten, ihre Augen schauten durchbohrend auf sie herab und

---

*) Papst Benedict XIII., Abscheu vor dieser Blutthat tragend, hatte an den Warschauer Nuncius das strenge Verbot gesendet, kein Todesurtheil vollziehen zu lassen. Ein Eilbote jagte mit diesem Verbote nach Thorn. Lubomirsky verheimlichte es, sein böses Herz kannte kein Recht, keine Gnade und so geschah jene himmelschreiende Mörderei, die unter der Bezeichnung „das Thorner Blutgericht" jeden Menschen von Gefühl empörte.

mit den beiden fleischlosen Händen hielt sie es gewaltsam nieder. Offenbar war in der Seele der Greisin eine entsetzliche Wandlung vorgegangen, welche Elisabeth mit dem Banne der Furcht schlug. Mit einem Tone, der laut und grell in des Mädchens Ohr hallte, fuhr sie fort:

„Ehe es drei Uhr schlug, wo der Henker seine blutige Probe am Haupte unseres Herrn machen sollte, rief er mich zu sich. Ich fiel ihm zu Füßen, ich konnte vor Angst kein Glied meines Leibes still halten. Er war gütig, hob mich auf und sagte: „Was zagest Du, Martha, um mich? Ich sterbe als Mann und Christ. Hätte ich es anders gewollt, ei, so hätte ich einen guten Schlupfweg, um dem Henker zu entgehen. Sieh, dies Fläschchen, Freund Rudloff hat mir's geschickt, es ist ein schnell tödtend Gift . . . gieb's ihm zurück, ich bedarf es nicht. Nur dann wäre es brauchbar gewesen, wenn mir der böse Gedanke der Abtrünnigkeit von meinem heiligen Glauben in die Seele gekommen wäre." Dann . . . redete er von Dir, seiner Tochter. Er nannte Dich ein Erbtheil, das er mir hinterlasse zur Pflege und zur Verantwortung."

Nach kurzem Schweigen redete sie weiter:

„Da schlug es drei Uhr, das Haus ward auf-

gerissen, die Polen stürmten wild herein, und im traurigen von Fackeln beleuchteten Zug schritt der Herr nach dem Schaffot, noch bedrängt auf diesem letzten Gange von den Mönchen, die ihn bekehren wollten, und denen er die Worte zurief: Vergnüget euch an meinem Kopfe, die Seele soll mein Jesus haben! Mit verbundenen Augen kniete er auf das rothe Tuch . . . mit einem Streiche trennte der polnische Henker das edle Haupt vom Körper, mit zum Gebet gefalteten Händen sank der Leib zusammen, gesegnet von den Thränen der ihn begleitet habenden Prediger unserer lutherischen Kirche."

„Mein Vater! mein lieber, theurer Vater!" weinte Elisabeth.

Frau Martha nahm jetzt einen Ton an, als wenn sie ein lustiges Märchen erzähle.

„Ei ja," rief sie. „Thorn hatte einen großen Feiertag, einen roth im Kalender gezeichneten. Die Neune, Mohnhaupt, Hertel, Mertz, Becker, Wuntsch, Karwiß, Schulz, Gutbrot, Hafft, ließen ihr Blut zu dem prächtigem Feiertage, dann loderten ihre Körper auf mächtigen Holzstoße zu Asche, während sieben Witwen und achtundzwanzig Waisen im Jammer verstummten. Zwei Jesuiten und ihre Schüler brachten den betrunkenen Henker unter

lustigem Waldhörner- und Oboenklang aus der Stadt, wo er so großes Meisterstück verrichtet hatte."

Jetzt folgte eine lange Pause. Der greisen Erzählerin Blick ruhte fest auf Elisabeth, welche immer mehr erbleichend, mit dem Oberkörper zurückgesunken an der Wand lehnte. Die frischrothen Lippen des jungen Mädchens bebten wie von einem ihren Körper durchfröstelnden Fieber und nahmen jene bläuliche Färbung an, wie sie sich bei heftigen Krampfanfällen zeigt, schweres gepreßtes Athmen, ein Ringen nach Luft, wie bei Erstickenden, machte sich von Secunde zu Secunde merkbarer, die früher zusammengefalteten Hände sanken kraftlos auseinander und die Arme hingen erschlafft an ihren Seiten. „Mir ist weh," stammelte sie ... „ach, Hilfe ... mein Herz wird kalt ... o, dieser Schmerz!"

Frau Martha hatte sich vom Sessel erhoben. Ueber ihr runzelvolles Anlitz glitzerte eine unheimliche Freude. Es war ein auffallend irrer, stierer Blick, der aus den tief eingesunkenen Augenhöhlen des greisen Weibes hervorblitzte. Die Rechte auf Elisabeths Stirn legend, sprach es mit so kraftvoller Stimme, als seine Kräfte es gestatteten:

„Ich habe des heiligen Märtyrers mir zur

Pflege hinterlassenes Erbe gehütet wie mein Herzblut, was meine Seele nur an Liebe in sich barg, habe ich seinem Kinde gegeben, aber es hat von mir gelassen und von des Vaters Andenken. Es hat sich verirrt auf schlimmen Wegen und darum mußte ich der Worte des Sterbenden gedenken, die er sprach, als er mir das Fläschchen mit Gift Freund Rudloff's übergab: nur dann wäre es brauchbar gewesen, wenn ihm der böse Gedanke der Abtrünnigkeit von seinem heiligen Glauben in die Seele gekommen wäre. Der Rudloff war, wie so viele Andere, aus der Stadt entflohen, wo die Blutrache ihre Opfer gesucht hatte und der Haß wie ein brüllender Löwe umging, um noch mehrere zu verschlingen, ich konnte ihm sein Eigenthum nicht zurückstellen. Gott hatte das auch nicht gewollt, denn heute mußte ich es gebrauchen für des gemordeten Herrn Kind, dem der Gedanke der Abtrünnigkeit in die Seele gekommen und sie verderbt hat. So hat mir der Vater für sein Kind den Tod in die Hände gelegt und es stirbt, ehe es ganz verloren geht für alle Ewigkeit!"

Der furchtbare Anfall des tödtlichen Wehes, welches Elisabeth so plötzlich ergriff, ließ eine Minderung in seiner Gewalt eintreten, sie hatte den furchtbaren Sinn der Rede Marthas gefaßt und

stöhnte: „Vergiftet! ... Du hast mich vergiftet! ... o mein Jesus, erbarme Dich mein!“

Wie der starke Hauch eines Windbalges ein Kohlenfeuer im Nu anbläst, daß es zu einer hellen Gluth angeschürt, in spritzenden Funken aufstiebt, so schien der Schmerzens- und Entsetzensruf Elisabeths den Fanatismus der Greisin zu einem Ausdruck anzuregen, der über ihren wirren geistigen Zustand den vollsten Aufschluß gab. Hochaufgerichtet, als trüge sie daß Bewußtsein der edelsten Handlung in sich, rief sie des Propheten Amos Worte: „Suchet den Herrn, so werdet ihr leben; daß nicht ein Feuer im Hause Josephs überhand nehme, das da verzehre, und Niemand löschen möge zu Beth El“ ... mit lauter Stimme und verließ die Stube.

Bald darauf erschallte aus der unfern gelegenen Schlafkammer ihre Stimme, ein Kirchenlied singend. Eine halbe Viertelstunde später kam Christiane zu Elisabeth und fand sie am Boden liegend, einer Leiche gleich, in deren Glieder sich noch der letzte Kampf zwischen Tod und Leben in Zuckungen ausspricht. Nach Hilfe schreiend stürzte die Erschrockene in ihres Vaters Studirzimmer. „Elisabeth stirbt!“ weiter vermochte sie nichts hervorzubringen. Ihr Geschrei hatte die wenigen Bewohner des Hauses

aus der gewohnten Ruhe aufgescheucht, da sie den Ober-Hofprediger in Elisabeths Stube eilen sahen, gefolgt von seiner weinenden Tochter, folgten sie nach, die Frau Ober-Hofpredigerin, welche noch nicht wußte, um was es sich handelte, war sehr ungehalten über diese unchristliche Ruhestörung am heiligen Charfreitage; aber sie verstummte sogleich vor Schreck, als sie ihren Eheherrn bemüht sah, mit Beistand der Magd, die mit geschlossenen Augen und unter immer heftigeren Convulsionen sich windende Elisabeth vom Boden aufzuheben. „Um Gott, was ist da geschehen?!" schrie die Frau Ober-Hofpredigerin, die Hände voll Entsetzen ringend.

Glücklicherweise verlor ihr Eheherr die nöthige Besinnung nicht, der Diener erhielt den Auftrag, den Arzt zur schleunigen Hilfe herbeizurufen und die Frauen den Befehl, die Bewußtlose zu entkleiden, und in ihr Bett zu bringen. Kreischend drang jetzt Frau Martha's Gesang aus der nahen Kammer Allen zu Ohr. Was sie sang, stimmte wie Hohn zu der entsetzlichen Situation, ein junges in Kraft und Gesundheit blühendes Wesen jetzt dem Tode verfallen zu sehen. Deutlich hörte man sie kröhlen:

O Du verfluchtes Menschenkind,
Von Sinnen toll, von Herzen blind,
Laß ab die Welt zu lieben.

Vielleicht hatte der ehrwürdige Geistliche noch nie die Abscheulichkeit dieser unter der Rubrik „Jüngste Gerichts-, Himmel- und Höllen-Lieder“ im Wittenberger Gesangbuche eingereihten Gesänge so erkannt, als in diesem Momente, wo er sich von dieser noch in der allermildesten Form aussprechenden geistigen Ueberspanntheit einer verfinsterten christlichen Seele durchschauert fühlte. Während die Frauen Elisabeth entkleideten, eilte er in die Kammer hinüber zu Martha.

Sein Anblick schien das greise Weib mit einer großen Freude zu erfüllen. „Ist sie todt?!“ fragte es hastig . . . „ja, das Gift war ihr väterliches Erbtheil und ich habe es ihr gereicht, daß sie erlöset werde von dem Fluche der Abtrünnigkeit. Sie ist im Himmel. Kyrie Eleyson!“

Der Ober-Hofprediger stand wie von einem betäubenden Blitzstrahl getroffen vor der Fanatikerin, die sich auf die Kniee niederwarf und in wirrer Eile ein Gebet herplärrte. Bebend an allen Gliedern von der entsetzlichen Ueberzeugung, daß hier ein Mord durch religiösen Wahnsinn herbeigeführt worden sei, schaute er auf die Beterin nieder. Mit ihr war nicht zu rechten, nicht zu reden, der Wahnsinn hatte sie so vollständig in Fesseln geschlagen, daß jeder Augenblick bei ihr zugebracht, ein Verlust an der vielleicht noch möglicher Weise stattfindenden

Rettung Elisabeths sein konnte. Jetzt war ein Anhaltpunkt gegeben, der, wenn irgend eine Hilfe in menschlicher Kraft stand, den Arzt zu einem glücklichen Ziele zu führen versprach. Dr. Marperger entsann sich, daß veranlaßter Reiz zum Erbrechen bei Vergifteten zuweilen günstige Wirkungen gehabt habe und sogleich, um die Zeit, bis der Arzt kam, nicht ungenützt vorüber gehen zu lassen, ließ er den Versuch mit vorhandenem lauen Wasser machen. Der Erfolg war ein unerwartet günstiger und der Arzt gab dann, ehe er sich entfernte, um nach Verlauf einiger Stunden wieder zu kommen, das Resultat seiner Beobachtung des Zustandes Elisabeths dahin ab, daß er ihre Rettung nicht für unmöglich halte. Christiane und die Magd blieben bei der Kranken, die Frau Ober-Hofpredigerin mußte ihrem Eheherrn auf dessen Studirzimmer folgen. Welcher Art die von keinem Zeugen beigewohnte Unterredung zwischen diesem Ehepaar gewesen sein mochte, gab sich in den verweinten Augen der Frau kund, als sie später wieder bei der Kranken erschien, deren unverdorbener, jugendkräftiger Körper allem Anscheine nach den Sieg über die furchtbare Gewalt des Giftes davon zu tragen versprach, weil dies entweder durch die Länge der Zeit von seiner vernichtenden Kraft

verloren oder diese von der heißen Suppe, in welcher Martha es ihr beigebracht, gemindert worden war.

Ein Hoflakei brachte dem Dr. Marperger den Befehl, sogleich bei Königlicher Majestät zu erscheinen. „Mein Himmel, was ist das wieder?“ redete der ehrwürdige Mann vor sich hin, indem er seinen Priester-Ornat anlegte und dem Lakei folgend, den an ihm ergangenen Befehle Folge leistete. Unter den auf der Straße ihn Begegnenden machte es großes Aufsehen ihn unter Führung eines königlichen Dieners und ins Schloß gehen zu sehen, denn lutherische Geistliche hatten daselbst keinen Eintritt. Nach kurzem Verharren im Vorzimmer erhielt er Befehl, einzutreten.

Der König ging ihm einige Schritte freundlich entgegen und sprach: „Es mag Ihn Wunder nehmen, Dr. Marperger, daß Ich Ihn zu Mir habe bescheiden lassen; aber Er wird bald Meiner Meinung sein, daß es viel besser ist, ohne Zwischenträger eine Angelegenheit ins Klare zu bringen, die sonst noch Anlaß zu manchem Aergerniß geben könnte.“

„Ew. Majestät Weisheit werden immer in unklaren Dingen das beste Auskunftsmittel treffen.“

„Sage Er das ja nicht, Mein lieber Ober-Hofprediger, Wir sind leider nicht immer weise, wenngleich der beste Wille, das Gute und Rechte zu thun, vorhanden ist. Ich erinnere Ihn an des Apostels Wort: Unser Wissen ist Stückwerk. Sieht Er, der hat's gewußt, daß Könige nur Menschen sind und weil Er, Mein lieber Doctor, ja auch ein apostolischer Mann ist, so gebe Ich Ihm gleich im Voraus das Recht, Mir zu widersprechen, wenn Ihm etwas von dem nicht gefällt, was Ihm mitzutheilen Ich Ihn zu Mir befahl."

„Ew. Majestät, können Meiner Unparteilichkeit versichert sein," antwortete der Ober-Hofprediger.

Der König erinnerte an die dem ehrwürdigen Geistlichen vom Grafen Flemming gemachte Mittheilung und sprach dann weiter: „Der junge polnische Edelmann, dem wohlzuwollen Ich besondere Ursache habe, was noch mehr durch seinen biederen Charakter Mir zur Pflicht gemacht wird, ist auf Meinen Befehl arretirt worden, und habe Ich denselben persönlich verhört. Da stellt es sich nun heraus, daß die Leidenschaft zu der jungen Person in Seinem Hause, mein lieber Doctor, durchaus nicht so verwerflich ist, als sie Mir anfänglich erschienen. Vor allem ist hierbei keine Rede,

daß das Mädchen zur katholischen Kirche übertreten soll, das hat es sich gleich im Voraus bedingt, daß nie auf einen Glaubenswechsel bei ihm zu hoffen wäre."

Der König, welcher recht wohl fühlte, daß er in diesem Punkte nicht gut loben oder tadeln könne, äußerte nach einer kurzen Pause: „Es ist schwer darüber zu entscheiden, ob Jemand eine Berechtigung habe, diese religiöse Ansicht des Andern zu bekämpfen, Religion ist immer persönliche Anschauung und kann vernünftiger Weise nicht als ein Fehl betrachtet werden. In der katholischen Kirche gibt es Dispens bei ungleichen Ehen und ich bin gesonnen für den Kammerjunker von Pradlinski, da er Mir die Unwandelbarkeit seiner Neigung für das Mädchen, bei allem was heilig im Himmel und auf Erden ist, zugeschworen, und Mir zugleich die Versicherung gegeben hat, daß seine Erwähnte eine gleiche treue Liebe zu ihm hege, bei Sr. Heiligkeit dem Papst um die Genehmigung zu dieser hinsichtlich der Religion ungleichen Ehe anzuhalten. Was kann Er dagegen sagen, Herr Ober-Hofprediger?"

„Ew. Majestät, als lutherischer Geistlicher kann ich nur der Trauer Worte geben, wenn eine Seele der Unseren uns verloren gehen soll."

„Euch; aber nicht dem Herrgott!" rief der König etwas heftig und dem ehrwürdigen Geistlichen die Hand auf die Schulter legend, sagte er gemäßigter: „Mein lieber Doctor, ist es Ihm noch nie so vorgekommen, als machten wir mit unsern Confessionsunterschieden, die wir wie Schlagbäume auf den Straßen uns gegenseitig vorziehen, uns lächerlich? Wie stimmt unser schlimmes Thun gegen den Satz: Gott ist die reinste Liebe? und wie mag Er's erklären, daß der Herr Jesus sprach: Denn es ist Niemand, der eine That thue in meinem Namen, und möge bald übel von mir reden."

Ein unwillkürlich Lächeln huschte über des Ober-Hofpredigers Antlitz; der König bemerkte es und sagte heiter:

„Nun, erschrecke Er nur nicht, Herr Doctor, über Meine Theologie, Ich bin schon am Ende damit und gebe Ihm das Wort."

„So muß ich sagen, Königliche Majestät, daß ich als Mensch der fraglichen ehelichen Verbindung nichts entgegen zu stellen hätte, wenn . . ."

Der König unterbrach ihn mit den Worten: „Das ist rechtschaffen von Ihm, Er gefällt Mir und stehe ich deßhalb auch nicht an, Ihm zu sagen,

daß Ich ganz und gar nicht unbetheiligt bei dieser Verbindung bin, denn Ich finde die beste Gelegenheit, gut zu machen an dem Mädchen, was leider in Meinem Namen, aber gegen meinen Willen an dessen Vater schwer gefehlt worden ist. Er versteht Mich, Doctor, wie Ich das meine."

Der Ober-Hofprediger neigte bejahend das Haupt und bat um die Gnade, noch einer Sache erwähnen zu dürfen.

„Thue Er es in Gottes Namen."

Der Vorige erzählte den in seinem Hause an Elisabeths Leben geschehenen Frevel aus wahnsinnigem Religionsfanatismus.

„Unseliger Glaubenshaß!" rief der König erschrocken. „Wahrhaftig, fast muß man wünschen, ein Sünder aus heißem Blut zu sein, als ein Heiliger und Frommer mit so entsetzlichem Haß im Herzen!"

Nach diesem Ausbruche des Abscheues vor so finsterer gottesschänderischer That schritt der König zum Tische und rührte die darauf stehende silberne Glocke. Der eintretende Lakai empfing den Befehl den Kammerjunker von Pradlinski zu rufen. „Er, Herr Ober-Hofprediger, wird ihn mit in Seine Wohnung und zu der Unglücklichen nehmen. Ist ihrem Leben durch so entsetzliches Werk frommen

Wahnsinnes ein Ziel gesetzet, so soll sie wenigstens den letzten Hauch an einem Herzen voll Liebe aushauchen."

Xaver von Pradlinski trat ein, er war erstaunt einen lutherischen Geistlichen beim König zu sehen, welcher Letzterer ihn sogleich in französischer Sprache anredete, und von dem Elisabeth betroffenen Verhängniß Kunde gab, wenigstens vermuthete dies Dr. Marperger und ein lauter Aufschrei des Kammerjunkers, als der königliche Herr in seiner Erzählung bis zu den an dem Mädchen verübten Wahnsinns-Frevel gekommen sein mochte, und von der Lebensgefahr sprach, in der es schwebe, schien seine Annahme zu bestätigen.

Wenn auch streng in seinem Glauben und mit eiserner Consequenz jedes verwerfend, was demselben zuwider lief, so war Dr. Marperger doch ein Mann, der ein natürliches, tiefes Gefühl sich bewahrt hatte, ein Gemüth, das sich äußeren ergreifenden Eindrücken nicht verschloß. Seine Frömmigkeit war eine menschlich schöne Ergebung, keine Ueberhebung, sie basirte auf dem ihm eigenthümlichen milden Wesen und bewahrte ihn vor jener abstoßenden Zelotie, die so düstere, unheimliche Schatten auf die Lehre von der christlichen Liebe im Munde mancher seiner Amtsgenossen

warf. Verstand er auch nichts von dem, was zwischen König August und dem Kammerjunker jetzt gesprochen wurde, so rührte ihn doch der ungeheuchelte Ausdruck des tiefen Schmerzes, der unverkennbaren Seelenangst in den leidenschaftlich bewegten Mienen des jungen Edelmannes, der heftig seine Hand ergriff und ihm in schlechtem Deutsch zurief:

„Führe mich, Pater, zu Elisabeth ... sie nicht sterben darf, sie mein ist, mir gegeben von Gott dem Allmächtigen!“

„Gehe Er, Herr, mit Ihm, denke Er, Ich sei es, den Er in Sein Haus führt. Ich wünsche, bald gute Nachricht zu hören,“ sprach der König wohlwollend mit entlassender Handbewegung. Als kurze Zeit nachher der Ober-Hofprediger und der Kammerjunker von Pradlinski in die Kammer, in welcher Elisabeth sich befand, eintraten, schrie der Letztere laut auf: „Meine theure Elisabeth!“ und eilte mit ausgebreiteten Armen an ihr Lager. Der Klang der lieben bekannten Stimme, färbte die noch todtbleichen Wangen der Jungfrau mit einem Anflug von Roth und ihm die Hand entgegenstreckend lispelte sie leise: „Mein Xaver!“

Sechstes Capitel.

Entwicklungen.

An keinem Hofe damaliger Zeit drängten sich große und kleine Ereignisse, bedeutungsvolle und bedeutungslose so rasch aufeinander, als an dem August des Starken. Immer war hier für ausreichenden Stoff zur Unterhaltung gesorgt, man war nie darum verlegen. Der Premier und Feldmarschall hatte nicht die mindeste Ahnung, als er, um das große polnische Theilungsproject weiter zu fördern, sogleich nach den Osterfeiertagen nach Wien abreiste, daß er besonders beitragen würde, die Dresdener Hofkreise in eine große Aufregung zu versetzen. Der Tod ereilte ihn, als er kurze Zeit sich in Wien befand.

Am dreißigsten April, kaum ganze drei Wochen, daß er mit dem kaiserlichen Cabinette wegen seines Projectes verhandelte, traf ihn ein Schlagfluß beim Brieflesen, die nächste Stunde sah den mächtigen Liebling des starken Königs schon als Leiche. Eilboten brachten die erschreckende Botschaft nach Dresden, der König schloß sich trauernd um den Mann, der sein ganzes Vertrauen besessen, auf einige Tage von allen Vergnügen ab. Er hatte einen Freund verloren, der viele Fehler, aber auch viele Tugenden sein genannt. Schauerlich schlug die Mahnung, wie schnell das Ende den Sterblichen überraschen könne, an des lustigen Königs Herz und Sinn. — Und wunderbar, als hätte es eine seelische Verabredung zu erfüllen gegolten, folgte ihm seine Cousine, die Kron-Großschatzmeisterin, Gräfin von Przebendowska, einen Tag später, am 1. Mai, in das Reich der Schatten nach. Von ihnen sagte man, daß es Schade sei, daß nicht ein Grab sie einschließen werde, die im Leben so eng zusammen gehalten.

Wie Alles würde das Ereigniß des Heimganges Flemmings bald an Interesse für die hohen Kreise verloren haben, wenn nicht noch andere Umstände es in Aufmerksamkeit derselben erhalten hätten. Die Gemahlin des verstorbenen General-Feld-

marschalls hatte nicht Lust, für den durch kaiserliches Gebiet geschehenden Transport eines todten Körpers, dem die Seele entflohen war, mit der sie im Leben oft genug in harte und sehr verdrießliche Conflicte gerathen war, die in Wien verlangten 20,000 Thaler Sporteln zu bezahlen und es gab deshalb eine bittere Klage von ihrer Seite bei dem Kaiser. Karl VI., der es nicht wagte, die Kirche direct um ihre allerdings übermäßig hohe Gebühr zu bringen und doch auch die Klage nicht als unberechtigt erkannte, verfiel auf einen höchst eigenthümlichen Ausweg, diesem ärgerlichen Streit ein Ende zu machen.

Ganz in der Stille, nur ein wenig einbalsamirt, packte man in einen großen Koffer voll wohlriechender Kräuter den Leichnam ein und um ihn bequem hinein legen zu können durchschnitt man ihm die Knieflechsen, so daß er zum Zusammenklappen tauglich wurde. In diesem Koffer, hieß es, befänden sich des Verstorbenen Papiere, welche König August zurück wünsche und mittels unterlegter Pferde ging die heimliche Leichenfahrt ununterbrochen Tag und Nacht nach Sachsen. Der König ehrte seinen heimgegangenen Vertrauten, welcher auf seinem Gute Putzkau bei Bischofswerda endlich die letzte Ruhe

nach einem vielbewegten Leben fand, durch allen bei solchen Gelegenheiten üblichen Pomp *).

Niemand pries den Zufall mehr, als Gräfin Anna Orselska, das Geschick hatte sie unerwartet von einem Feinde befreit, den sie Ursache zu fürchten hatte. Nicht ganz gleicher Meinung über die glücklichen Chancen dieses Todesfalles war die Partei der Kronprinzeß-Erzherzogin. Flemming war zwar vom Schauplatze seines Wirkens verschwunden, der katholischen Partei persönlich nicht mehr gefährlich, aber der von ihm angeregte Plan, welchem der König gleichsam aus Pietät für den verstorbenen Freund, der ihn entworfen, die treueste Erfüllung zu sichern müssen glaubte, blieb ein erheblicher Grund zum Mißvergnügen in ihren Augen. Man mußte Mittel finden, ihn zu vereiteln, sollte nicht durch die Vermählung König Augusts mit einer preußischen Königstochter der Protestantismus am Hofe Begünstigung erhalten. Dies Vermählungsproject war kein Geheimniß, der König selbst hatte davon gesprochen

*) Trotzdem konnte König August nicht verhindern, daß der Verstorbene von seinen vielen Feinden der Untreue an Staatsgeldern angeklagt wurde. Seine Witwe soll von den 16 Millionen, die er ihr hinterlassen, 8 Millionen als unrechtmäßig von ihm erworbenes Gut haben zurückzahlen müssen.

und die Vollziehung dieser Verbindung nach dem üblichen Trauerjahre um die zu Pretzsch verstorbene hohe Gemahlin in Aussicht gestellt. Fast schien es, als sollte der plötzliche Wegfall des Erfinders dieses Projects für die Partei der Kronprinzeß ganz ohne allen Vortheil bleiben, denn nirgends zeigte sich ein Anknüpfungspunkt zu einer Gelingen versprechenden Gegen-Intrigue.

Die Kronprinzeß-Erzherzogin hatte versucht, ihren hohen Gemahl zu bestimmen, mit seinem Vater über die Unzuträglichkeit einer solchen ehelichen Verbindung zu sprechen, weil sie wußte, daß König August über Vieles mit seinem Sohne Rücksprache hielt, was sonst nicht in der Art und Weise der Väter liegt, ihren Kindern zu vertrauen, da in der Regel eine Scheu von Seite der Ersteren vorwaltet, gewisse bei ihnen noch vorhandene Neigungen den Söhnen gegenüber in Erwähnung zu bringen, indeß des Kronprinzen Versuche hatten keinen Erfolg. König August lächelte über die vorgebrachten Befürchtungen hinsichtlich der Religion und sein Vergnügen, sich in den Besitz einer jungen siebzehnjährigen Gemahlin zu denken und zugleich sich der feurigen Anna Orselska sicher zu wissen, sprach sich zu offen aus, als daß auf dem Wege gütlicher Vor-

stellung etwas zu erwarten gewesen wäre. Selbst die Bemerkung seines Kronprinzen, daß er die Orselska nicht für treu halte, hatte erschlagend als einen ungegründeten Verdacht widerlegt, indem er ihm über die durch ihn und Flemming ausgeführte nächtliche Ueberraschung bei der jungen Dame und die dadurch herbeigeführte Entdeckung des Liebesgeheimnisses Pradlinski's und dessen Folgen im Hause des Ober-Hofpredigers unumwundene Mittheilung machte.

Wenn sich auch Alle durch das Resultat, welches der vom König selbst erzählte von ihm und Flemming unternommene Nachtbesuch bei Anna Orselska gehabt, täuschen ließen, Gräfin Lynar, die bei der unerwarteten Wendung der Dinge ihre Hoffnung, Pradlinski's Gemahlin zu werden, als für immer vereitelt nun ansehen mußte, konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Orselska kein anderes Geheimniß verberge. Sie ward durch den Geheim-Secretarius, welchem auf Befehl des Königs der Ober-Hofprediger, die wiedergenesende Elisabeth durch seine Besuche ferner zu behelligen untersagt hatte, mit Brand, dem Kanzlisten im preußischen Gesandtschaftshause selbst bekannt gemacht und dessen Eröffnungen zufolge mußte sie

an einen geheimen Briefwechsel der Orselska mit einer hochstehenden Person in Preußen glauben. Obwohl sie sich sagte, daß sie selbst die Schuld trage, Pradlinski sich verloren zu sehen, so konnte sie doch den tiefsten Haß gegen Gräfin Anna kaum bewältigen und sie verschmähte nicht, Alles zu versuchen, was sie über deren gegeheime Correspondenz aufklären konnte. Gräfin Przebendowska empfing jetzt täglich Besuche von ihr und eines Tages das Geständniß, daß sie bestimmt wisse, die Orselska betrüge den König, indem sie eine andere Verbindung ins Geheim unterhalte. So sehr Frau Przebendowska auch Meisterin in der Kunst der Selbstbeherrschung war, so verrieth doch ein leichter in ihrem Gesichte sich kundgebender Schreck, daß auch sie davon überzeugt sei, und nichts war auffälliger als daß sie vermied, darüber eine Aeußerung zu machen. Wie unangenehm dies Schweigen für Gräfin Lynar auch sein mußte, so sah sie sich doch genöthigt, über diesen ihr so wichtigen Gegenstand ebenfalls zu schweigen, da Jene ihr auch nicht die geringste Veranlassung bot, ihn weiter in Rede zu bringen. Der unerwartet schnelle Tod der Frau von Przebendowska endete mit einemmale jede Hoffnung, dies Dunkel zu durchblicken, sie hatte nun allen

Anhalt verloren, um einen Faden in diesem Labyrinthe zu finden.

Der König hatte mit einer ansehnlichen Suite von Cavalieren und einem großen Diener = Train gefolgt von der Gräfin Orselska, in Mitte des Maimondes seine Reise nach Berlin angetreten, sein Kronprinz folgte ihm einige Tage später nach. In Dresden wurde es still, wie wenn sich ein starker Wirbelwind gelegt habe, denn nur vom Hofe allein ging die Lebensflut aus, ohne den Hof war die Stadt nichts. Der Nachlaß der Gräfin Przebendowska wurde geordnet und Frau von Spiegel, ihre Freundin und Gesellschafterin, und zugleich Universalerbin, machte den Damen, welche der Verstorbenen lieb gewesen waren, Geschenke aus deren glänzender Hinterlassenschaft. Gräfin Lynar gehörte unter die Zahl der Beschenkten und empfing eine Stutzuhr in prächtigem Gehäuse nebst dazu gehörender Console. Der Transport schien der Uhr nicht zusagend gewesen zu sein und der Hofuhrmacher ward zur Gräfin beschieden, um den möglicher Weise nur geringen Fehler an Ort und Stelle zu bessern. Bei dieser Gelegenheit entdeckte der Mann unterm Boden des Gehäuses ein niedriges Fach in dem sich einige mit rothen Seidenfaden verschnürte Papiere

vorfanden. Gräfin Lynar hätte aufschreien mögen in der Ueberraschung, die ihr dadurch zu Theil wurde. Es waren jene vom General-Feldmarschall Flemming durch Bestechung aus dem Schreibtische des Kronprinzen Friedrich erbeuteten Billets der Orselska an denselben und gleichsam als Begleitschreiben der Brief, welchen Flemming an seine Cousine geschrieben hatte. Jedenfalls hatte die Verstorbene diese Beweise geheimen Verbrechens der Orselska am Könige, ihrem Gunstherrn, dem Niemand bekannten Fache im Uhrgehäuse bis zu der Rückkehr ihres Cousins anvertrauen wollen, um ihm dann dieselben wieder zuzustellen. Der Tod hatte diese Absicht vereitelt. Sogleich eilte Gräfin Lynar zur Kronprinzeß-Erzherzogin und noch denselben Tag ging mit diesem unter königlichem Siegel wohl verschlossenen Zeugnissen der Untreue ein reitender Eilbote an den Kronprinzen August ab.

Obwohl König Friedrich Wilhelm I. von Preußen Alles aufgeboten hatte, um seinen hohen Gästen Vergnügen zu bereiten, so befand sich König August doch nicht in sehr aufgeheiterter Laune, als dies inmitten so reichen Wechsels von Lustbarkeiten der Fall hätte sein sollen. Prinzeß Wilhelmine, welche er jetzt näher kennen lernte, entsprach dem Bilde nicht, welches er sich in seiner Fantasie von ihr

geschaffen, sie zeigte ihm eher Ab- als Zuneigung und ihre Aeußerungen waren zuweilen sehr scharf, wozu sich noch der Mangel an weiblicher Schönheit gesellte, Alles Dinge, die in seinen Augen nicht sie empfehlend wirken konnten. Sein Geschick hatte ihm für Lebenslang eine schwierige Aufgabe aufgebürdet, er sah sich fast stets in Conflict mit Frauen versetzt, was manche herbe Unannehmlichkeit für ihn herbeiführte. Auch jetzt empfand er das widerliche Gefühl quälender Eifersucht. Kronprinz Friedrich machte der Gräfin Orselska den Hof und König August las aus den von ihm oft überraschten feurigen Blicken Annas auf Jenen, daß sie ihm günstig sei, ein Grund, der ihn ungemein verdüsterte, weil er, der bald Sechzigjährige, sich seiner selbst willen gezwungen sah, Schweigen über diese Bemerkung zu äußern, da sein Gegner seine Jugend zum Vortheil für sich hatte.

Ein prächtiger Tag begünstigte eine bei Tempelhof stattfindende Generalrevue. Der militärische Glanz dieses Tages fand seinen Gipfelpunkt in der dabei erscheinenden Gräfin Orselska in Offizierscostüm, einem Kleid von rother Seide mit Gold besetzt und ihre Brust mit dem weißen Adlerorden geschmückt. Auf flüchtigem Renner jagte sie an Seite des Kronprinzen

Friedrich der Front entlang, in Preußen hatte man dergleichen kühne Reiterin noch nie gesehen und die blühende Amazone konnte in Aller Blicke, die Bewunderung lesen, die ihr Erscheinen Allen einflößte. Nach dem unter Kanonendonner und Trommelwirbel abgehaltenen Diner bat der sächsische Kronprinz seinen erhabenen Vater um ein kurzes Gehör. Am Abend desselben Tages brachte ein Page der Gräfin Orsetska ein Billet folgenden lakonischen Inhalts: „Sie werden sich sogleich in dem von mir gesendeten Wagen nach Dresden begeben. Später das Weitere.“ Wie ernstlich jene wenigen Worte König Augusts gemeint waren, bezeigte der nur wenige Augenblicke, nachdem sie das Billet gelesen, vorfahrende Vierspänner, dem ein Zweispänner für der Gräfin Dienerschaft folgte. Ein königlicher Kammerherr lud die Verwiesene zum Einsteigen ein und versicherte ihr eine rasche Fahrt in der prächtigen Mondnacht. Der König verweilte noch einige Tage und verließ dann den preußischen Hof, um... einen Ausflug nach Polen zu machen. Das Eheproject war gesprengt, des polnischen Theilungsplanes nicht mehr gedacht.

Gräfin Orselska lebte eine Zeitlang zurückgezogen in Dresden; obwohl man bei Hofe durch gute

Spione Alles erfuhr, was im Palais vorging, so verlautete es doch nur erst später, daß ein von ihr in aller Stille gebornes Kind zur Erziehung dem französischen Richter Carrel zu Frankfurt an der Oder übergeben worden sei. Wie dieser Vorgang vom Mantel des tiefsten Geheimnisses bedeckt worden war, so auch die Art und Weise, welche zwischen König August und ihr das frühere Verhältniß wieder herbeigeführt hatte. Man erstaunte, als Anna Orselska wieder erschien mit der frohen lächelnden Miene einer Siegerin und wie früher beugten sich Alle vor ihr. Auf des Königs Wunsch reichte sie ihre Hand dem in der sächsischen Armee dienenden Prinzen Carl Ludwig von Holstein-Beck — eine Ehe, die nur für drei Jahre Dauer hatte und dann durch Scheidung getrennt ward.

....

....

....

....

Der noch in wenigen Jahren bestehende Lebensabend des Königs August des Starken zeigte wie sein ganzes dahin gerauschtes Leben die Fortsetzung des Conflictes zwischen den beiden schroff einander gegenüber stehenden Contrasten: Glanz und Demüthigung.

Den Gipfelpunkt seines Glanzes fand er in dem weltberühmt gewordenen Lustlager bei Zeithain (Mühlberg), von welchem man behauptete, daß die dabei entfaltete Pracht und Großartigkeit jene weit übersteige, welche dereinst bei gleicher Gelegenheit der prächtige Ludwig der Vierzehnte, sein Musterbild, bei Compiegne entfaltet habe. Die Demüthigung aber, die ihm, dem Ehrsüchtigen, die Polen, welche Wind von Flemmings Theilungsplane ihres Vaterlandes bekommen haben mochten, bereiteten, gehörte unter die Rubrik jener Bitterkeiten, an welchen ein stolzes Königsherz brechen kann. Sie zwangen ihm die Erklärung ab, daß ihnen nach seinem Tode volle Wahlfreiheit hinsichtlich eines ihm zu gebenden Nachfolgers zustehe. Somit hatte er in Bezug auf die polnische Dornenkrone nur das Leben einer Eintagsfliege gelebt, alle Opfer, die er um sie gebracht, waren vergebens gewesen, das schmerzliche Gefühl, daß er um ein Nichts gestrebt und seines Stammlandes Kraft hingeschleudert für den ephemeren Ruhm eines Königstitels, mußte seine Seele erfüllen. Eine härtere Demüthigung konnten ihm seine Feinde nicht bereiten. In ihr lag der stärkste Ausdruck ihres Hasses und der unwiderlegbarste Beweis seiner Ohnmacht.

Ein prächtiger mondheller Winterabend in der ersten Januarhälfte des Jahres 1733 überleuchtete die öde Fläche, in welcher das Städtchen Werizowo (Werischau) *) liegt. Dies elende Nest war in damaliger Zeit ein ziemlich belebter Ort, wo sich zu Zeiten hohe Gesellschaft einfand, denn hier machte König August auf seinen vielen Reisen hin nach und zurück aus Polen jederzeit Nachtquartier. Das Schloß zu Werizowo, in welchem er abstieg, sah dann in der Regel die Edelleute der Umgegend sich versammeln, um ihn zu begrüßen.

Die Winterreise von ziemlich hohen Kältegraden noch unfreundlicher gemacht, hatte den König außerordentlich angegriffen. Er war nicht mehr der Herkules von ehedem, seine Gesundheit wies sich seit ein paar Jahren wankend. Besonders setzte sein Fußübel, als Folge des schweren Sturzes mit dem Pferde bei einem Tournier im Jahre 1697, ihm hart zu. Einmal schon hatte es sein Leben so sehr bedroht, daß nur die Amputation der großen Zehe am linken Fuße ihn vom Tode rettete und die wenige Schonung, welche er sich in jeder Hinsicht

*) An der Grenze der Provinz Posen.

gönnte, ließ erwarten, daß es einst die Veranlassung zu großen Leiden für ihn werden würde. Nur mit Mühe konnte er gehen und stehen und sah sich gezwungen, meist zu sitzen.

Ausgestreckt auf weichem Lager ruhte König August von der Strapatze der Winterreise, als ihm sein Kämmerer die Meldung machte: „Herr von Pradlinski mit Gemahlin und Kind bitte um die Gnade einer Audienz."

„Der Xaver!" rief der König und die durch körperliches Weh herbeigeführte Düsterheit seiner Miene wich augenblicklich einem sichtbaren Ausdruck des Vergnügens. „Laß' Er sie eintreten!"

Halb aufgerichtet empfing er die Gemeldeten.

„Majestät, ich bin der glücklichste Mann unter der Sonne!" sprach Xaver von Pradlinski, als der König um sein Wohlbefinden fragte. „Hier umschließe ich meine Welt, ich bin so reich, wie nur ein Sterblicher sein kann."

König August sagte lächelnd, aber vielleicht nicht ohne Bezug auf sich selbst: „Gewiß muß der der Glücklichste und Reichste sein, der zufrieden in der Liebe zweier Herzen ist." Und mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit wendete er sich zu Frau von Pradlinska mit den Worten: „Entsinnen

Sie sich noch des Tages, in der Haide bei Pretzsch, wo Sie sich von Ihrem Posten verloren hatten, und diesen verunglückten Ritter fanden?"

„Damals, Majestät, genoß ich zum Erstenmale das Glück, einen großen und gütigen König zu sehen!" antwortete Frau Elisabeth von Pradlinska mit tiefer Referenz.

„Hast Du ihr schmeicheln gelernt?" fragte der königliche Herr scherzend den ehemaligen Kammerjunker und als ob ihn ein Gedanke ergreife, sprach er: „Es ist nicht ungeschickt, das Menschenleben mit einem Gewebe zu vergleichen, wie seltsam verknüpfen sich dessen einzelne Fäden, ohne daß wir es merken und ahnen! Jahre liegen oft dazwischen, ehe die oft weit auseinander laufenden Fäden sich wieder zusammenfinden. Es muß ein Glück sein, von sich sagen zu können: Mein Leben war kein loses zerflatterndes Gespinnst."

König August schien von dieser Idee, welche ihm wohl keine segensvolle Ueberzeugung in dieser Beziehung bringen mochte, sehr ergriffen. Er ließ eine Pause eintreten und blickte planlos vor sich hin, während Xaver und seine Gemahlin Hand in Hand in seiner Nähe standen. Auch bei Elisabeth von Pradlinska mochte die Erinnerung an Früheres

angeregt sein, ihre Augen glänzten feucht. War sie nicht aus Todesnacht in die Sonne des Glückes getreten! die ihr in fanatischem Wahne diese Nacht bereitet hatte, Frau Martha Keilhäuser, ruhte schon lange Jahre im Grabe, sie war kaum ein Vierteljahr nach ihrem in religiösem Wahnsinn verübten Frevel an Elisabeths Leben in deren Armen gestorben. Elisabeth hatte ihr verziehen, denn sie wußte ja, daß die sie vernichten sollende That nicht aus Haß, sondern aus irre geleiteter Liebe geschehen war. Und noch um eine geliebte Seele hegte sie tiefe, innige Trauer. Die Tochter des Ober-Hofpredigers, Jungfer Christiane, war vor kaum einem halben Jahre aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Elisabeth gedachte dankbar an sie, die sanften Gemüthes und treuen aufopfernden Herzens ihre Freundin gewesen. Auch an Regina, die jetzt des Forstmeisters Egon von Werthern Gemahlin war, erinnerte sie sich mit Liebe und wenn sie mit Xaver von ihr sprach, sagte dieser oft lächelnd: „Mir ist das Sachsenland zur Stätte des Glückes geworden, denn ich habe da meinen guten Engel gefunden." Und dieses Glück, dessen der vielberühmte große König August entbehrte, denn seine Engel der Liebe waren theuer bezahlte, ward noch mehr durch ein

Lubojatzky, Franz Anton,

Ein Jahr aus dem Leben August des Starken historischer Roman

Bd.: 2

Wien (1863)